Zeitschrift: Burgdorfer Jahrbuch

Herausgeber: Verein Burgdorfer Jahrbuch

Band: 60 (1993)

Artikel: Als Auswanderer in Amerika : aus einem Tagebuch des Wynigers Fritz Steffen in den Jahren 1887-1891

Autor: Steffen, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1075940

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Als Auswanderer in Amerika

Aus einem Tagebuch des Wynigers Fritz Steffen in den Jahren 1887–1891

Einleitung

Fritz Steffen, mein Grossvater mütterlicherseits, wurde am 22. April 1869 in Wynigen als Sohn eines Bäckers geboren. Dass er dort die noch nicht sehr lange existierende Sekundarschule besuchen konnte, darauf war er zeit seines Lebens stolz, da dies damals noch keineswegs eine Selbstverständlichkeit war. Schon früh zeigte sich sein Erzähl- und Schreibtalent. Eine Kostprobe des Knaben kann dem 1987 erschienenen Band «150 Jahre Sekundarschule Wynigen» entnommen werden, in welchem die Beschreibung einer Schulreise von 1881 aus seiner Feder nachzulesen ist. Im Alter von 18 Jahren wanderte Fritz Steffen nach Amerika aus. Seine Erlebnisse während der vier Jahre seines Aufenthaltes von 1887 bis 1891 hat er in lebendigem Stil im nachfolgenden «Tagebuch» niedergeschrieben.

Wie aus seinem Bericht hervorgeht, wollte er wieder nach Amerika zurückkehren, was er aber dann nicht tat – auf der einen Seite wegen des Todes seines Vaters, aber auch, weil unsere Grossmutter, Marie Christen, die er 1895 heiratete, von einem solchen Abenteuer nicht begeistert war und ihn von einer neuen Auswanderung abhielt. So jedenfalls hat er es uns immer erzählt.

Fritz Steffen wohnte dann mit seiner Familie, die sich allmählich um einen Sohn und drei Töchter vergrösserte, in der Bäckerei, bis er im Jahre 1956 starb. Im gleichen Jahr starb auch die Grossmutter.

Fritz Steffen war aber nicht der Typ des stillen Bäckermeisters im Oberdorf. Ich kann mich noch gut an sein ausserordentliches Temperament erinnern. So war er einige Jahre engagiertes Mitglied des Gemeinderates von Wynigen. Noch bis ins hohe Alter blieb er an der Politik ausserordentlich interessiert. Um sich stets auf dem laufenden halten zu können, musste ich ihm, als ich nach Burgdorf zur Schule ging, regel-

mässig verschiedene Zeitungen von dort mitbringen. Stolz hat er mir auch Antwortbriefe von Bundesräten gezeigt, denen er Vorschläge, Fragen oder Kritiken zugesandt hatte. Um seine in Amerika erworbenen Englischkenntnisse nicht zu verlieren, las er oft Publikationen in dieser Sprache oder unterhielt sich gerne mit englischsprechenden Besuchern, die ihm von «drüben» erzählten.
Für verschiedene Lokalzeitungen war er regelmässiger Berichterstatter für die besonderen Ereignisse in Wynigen und Umgebung. In seinem Enkel gleichen Namens hat er einen würdigen Nachfolger gefunden, der diese journalistische Tätigkeit bis heute weiterführt.
Dank seiner Phantasie betätigte sich Fritz Steffen auch als Erfinder. So konnte er originelle Geräte für die Backstube patentieren. Zudem brachte er Vorschläge, die nichts mit seinem Beruf zu tun hatten. Z. B. machte er während des Ersten Weltkrieges Versuche mit Kartoffeln, die er zur Ertragssteigerung auf Gestellen in verschiedenen Etagen pflanzte. Er behauptete zudem, eigentlich der Erfinder der Äpfelharasse zu sein; das Patent habe ihm aber jemand weggeschnappt.
Wir neun Grosskinder haben unseren Grossvater als glänzenden und phantasievollen Erzähler in bester Erinnerung.
Seinen Aufenthalt in Amerika, von dem der nachstehende Bericht handelt, hat er später aus ganz verklärter Sicht betrachtet. Er träumte oft von der grossen Farm, die er besessen hätte, wenn er, wie geplant, wieder ausgewandert wäre. Unsere Grossmutter, mit der er eine lange, glückliche Ehe führte, bekam mehrmals zu hören, wenn sie sich über dies oder jenes beklagte: «Ich will nichts wissen; wärest du nach Amerika gekommen, dann wäre alles anders und besser.» Seinen Kindern schwärmte er oft vor, wie sie jetzt auf dem Pferd durch die Weiten des Mittleren Westens reiten könnten, statt in der Enge der kleinen Bäckerei Wynigen auszuharren.
Trotz diesem wehmütigen Zurückdenken war aber der Grossvater ein optimistischer und zufriedener Mensch. Auch wenn bei ihm manchmal ein Fernweh aufkam, unternahm er eigentlich nie mehr grössere Reisen. Die Wynigen-Berge, die er über alles liebte, genügten ihm vollauf. Während Jahrzehnten verging kaum ein Sonntag, an dem er nicht auf den Oberbühlknubel wanderte, in den kurzen Stunden, die es seine Pflichten in der Backstube erlaubten, während die Grossmutter den Laden hütete. Es ist zu bedenken, dass damals in diesem Gewerbe noch die 7-Tage-Woche üblich war. An Ferien war überhaupt nicht zu denken.

So lebte er oft in seiner Phantasie als reicher Farmer in Amerika. Ob er wohl auch an die vielen dachte, die damals dort gescheitert sind, von denen niemand mehr spricht, die nicht einmal das Leben eines Bäckermeisters im Bernbiet führen konnten?

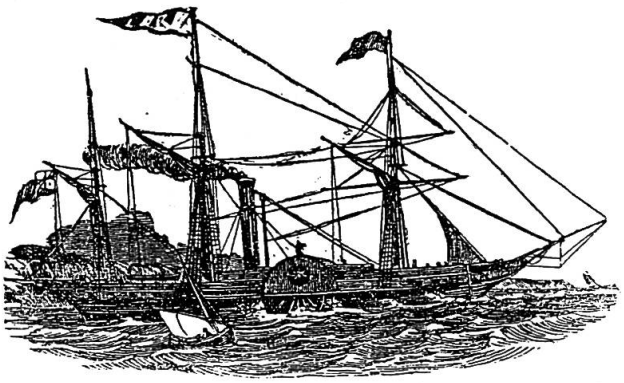
Hugo Ryf

Fritz Steffen-Christen (Zweiter von rechts) in späteren Jahren mit seiner Familie (Ehefrau und vier Kindern) vor seinem Wohnhaus in Wynigen.

«Memoiren aus Amerika»

Meinen Grosskindern gewidmet

Während meines vierjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten von 1887 bis 1891 hatte ich mir ein primitives Tagebuch angelegt. Alles ist wahrheitsgetreu niedergeschrieben, wie ich's erlebte.
Natürlich hat sich in dieser Zeitspanne auch in Amerika vieles geändert, und so wird mancher, der heute hinübergeht, vieles nicht mehr finden, was ich gesehen, aber auch vieles antreffen, was ich nicht gesehen habe. Eines ist sicher, dass die Greenwich-Strasse in New York, an der das Schweizer Hotel «Grütli» liegt, kein Karrenweg mehr ist.
Warum ich so früh Neigung verspürte, fremde Länder zu besuchen, liegt darin begründet, dass ich meine Jugendjahre grösstenteils bei meinem Götti zubrachte. Dieser war in neapolitanischen Kriegsdiensten gewesen. Er wanderte seinerzeit zu Fuss von Wynigen über Luzern und den Gotthard nach Genua. Öfter kam auch ein Söldner aus holländischen Diensten, der in Batavia gewesen war, zu uns. Da vernahm ich manches Kriegsabenteuer. Die Base, des Göttis Frau, hatte nahe Verwandte im amerikanischen Staate Ohio. Ein reger Briefwechsel herrschte zwischen ihnen. Natürlich las ich auch diese Briefe. Nun gut, all das weckte in mir den Drang, einmal Amerika zu sehen.
Nach meinem Schulaustritt und dem obligaten Welschlandaufenthalt arbeitete ich ein Jahr in Vaters Bäckerei. Da Vater immer etwas kränklich war, musste ich schon als Unterweisungsknabe Teig machen. Somit wuchs in unserer Bäckerstube meine Sehnsucht, Amerika kennenzulernen, zusehends. Natürlich war es ein schwieriges Unternehmen, erst 17 Jahre alt und mit wenig Geld in der Tasche, zu reisen.
Es war im 1886, als meinem Freund *Hans Haldemann* die Eltern starben. Er entschloss sich, mit seinem Erbteil nach Amerika auszuwandern. Im Staate *Missouri* hatte er nahe Verwandte; die hiessen ihn willkommen. Nun stand mein Entschluss fest, mit meinem Freund zu reisen. Mein Vater legte mir kein Hindernis in den Weg. Geld gab er mir nicht.



Das sowohl von der französischen als auch von den meisten schweizerichen Regierungen concessionirte Auswanderungsgeschäft

C. Brown & Comp. in Basel und Hâvre

befördert regelmässig Auswanderer nach ***New-York, New-Orleans, Buenos-Ayres, Montevideo & Melbourne,*** je nach Wunsch der Reisenden über **Antwerpen, Hâvre, Hamburg, Bremen, Bordeaux** und **Marseille.**

Gute und freundschaftliche Behandlung, sichere Beförderung, sowie billige Preise werden zugesichert.

Wegen Abschluss von Reiseverträgen und sonstige Auskunft sich zu wenden an das **Hauptbüreau** in Basel oder dessen **Agenten.**

Anerkannt gute

Auswanderungsbücher!

Verlag der **Buchner'schen** Buchhandlung in **Bamberg,** zu beziehen durch **Max Fiala,** Kramgasse Nr. 197 in Bern.

Dr. Brome's Hand- und Reisebuch für Auswanderer und Reisende nach Nord-, Mittel-, und Süd-Amerika. 8. von **Gustav Struve** umgearbeitete, ergänzte und vermehrte Auflage.
Mit Stahlstich-Karte broch. Fr. 6. 45 geb. Fr. 7. 55.

Gottheil, P. E. Führer zur Erlernung der englischen Sprache. Preis Fr. 1 —

Derselbe, deutsch-engl. Wörterbuch für Auswanderer Fr. 1. 30.

Derselbe, englisch-deutsch. Wörterbuch für Auswanderer Fr. 1. 30.

Neueste Eisenbahn-, Post- und Kanalkarte der Ver. Staaten. Cart. Fr. 2. 60.

Dieselbe mit den **„Kurzen Notizen für Reisende nach Amerika ꝛc."** Cart. Fr. 3. 25.

Simon Alex., Süd-Amerika. 2 Aufl. Mit einer Karte. Preis Fr. 2. 15.

Struve, Gustav, Wegweiser für Auswanderer. Größere Ausgabe in 12 Bog.) Mit Karte brochirt Fr. 3. 45., geb. Fr. 3. 90.

Struve, Gustav, kurzgefaßter Wegweiser für Auswanderer nach Nordamerika u. s. w. Fr. 1. —

Glücklicherweise hatte ich zirka 300 Franken bei der Bank in Burgdorf liegen. Haldemann erkundigte sich bei der Auswanderungs-Agentur nach dem Fahrpreis über Basel, New York nach der Station California im Staate Missouri, selbstverständlich III. Klasse und Zwischendeck. 250 Franken kostete die Fahrt. Somit blieb mir ein kleiner Rest. Meine Freunde und Nachbarn sahen es als eine Dummheit an, noch so jung und ohne triftigen Grund nach Amerika zu gehen.

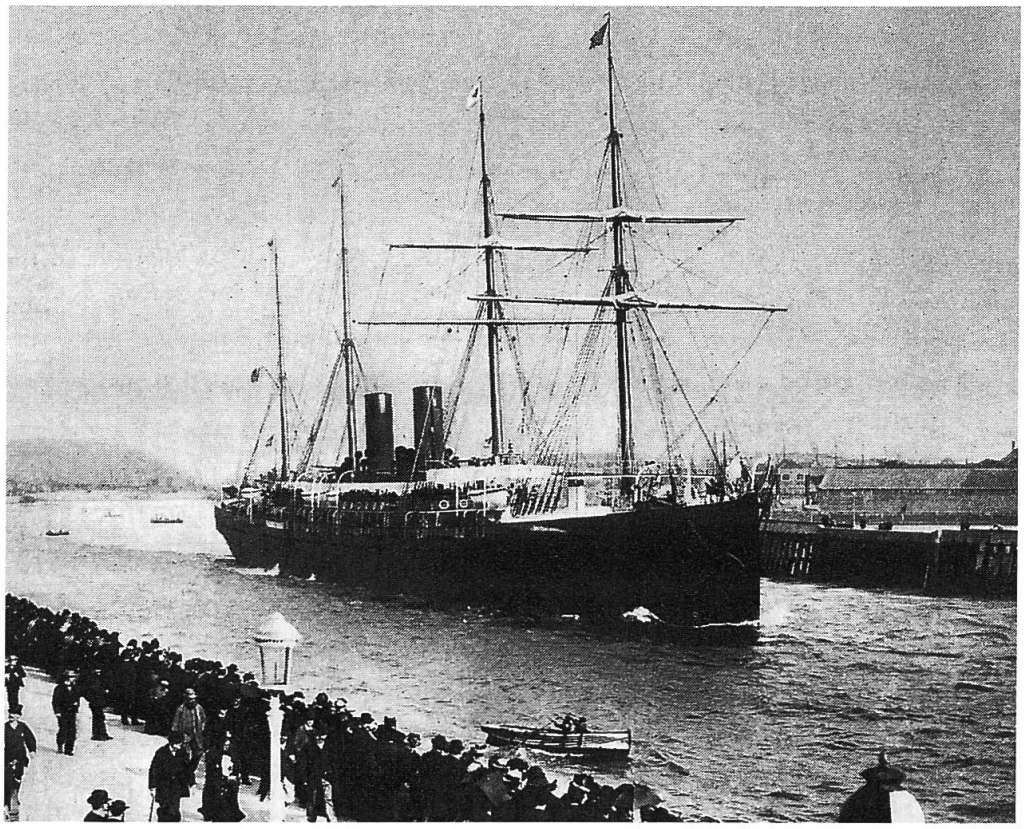
Abschied

Es war an einem stürmischen Februartag 1887, als mein Gefährte und ich den Morgenzug Bern–Olten bestiegen. Beinahe die ganze Nachbarschaft war am Bahnhof, um von uns Abschied zu nehmen. Von Olten an war alles neu für mich. In Basel nahm uns die Auswanderungs-Agentur Louis Kaiser in Empfang. Bis gegen Abend stiessen noch viele Amerika-Fahrer, auch viele Italiener, zu uns.
Wir zwei Wyniger schlossen uns einer Gruppe Walperswyler vom Seeland an, deren Führer ein Amerikaner, Louis Maurer von Wilton, *Iowa,* war. Früh am nächsten Morgen verliessen wir in einem Elsässerzug die Schweiz. In unserem Wagen waren meistens Berner, auch viele junge Mädchen. Im Morgengrauen passierten wir Mülhausen; in rasender Schnelligkeit ging es Strassburg zu. Dort gab es am Bahnhof rasch ein kurzes Mittagessen. An der belgischen Grenze war Zollrevision. Zu unserem Gaudium machten die Italiener argen Spektakel. Für uns ging die Revision glatt vonstatten. In Belgien fiel mir das ebene Land auf, und ich bekam den Eindruck, eine so intensive Landwirtschaft wie im Kanton Bern werde hier nicht betrieben. Die Bauergehöfte waren klein. Oft sah man Schafherden. Es war schon dunkel, als wir im Bahnhof Brüssel einfuhren. Hier sah ich zum erstenmal das elektrische Licht.

Einschiffung in Antwerpen

Bald fuhr der Zug nach *Antwerpen* weiter, das wir nachts 10 Uhr erreichten. Bis zum Hotel hatten wir eine Strecke zu Fuss zu gehen. Wir bekamen hier ein Nachtessen, das nicht nach meinem Geschmack war. Das Nachtquartier, hui, was war das für ein Ding! Ein Massenlager, kein

Auswandererzug in Basel vor der Abfahrt (1880er Jahre).



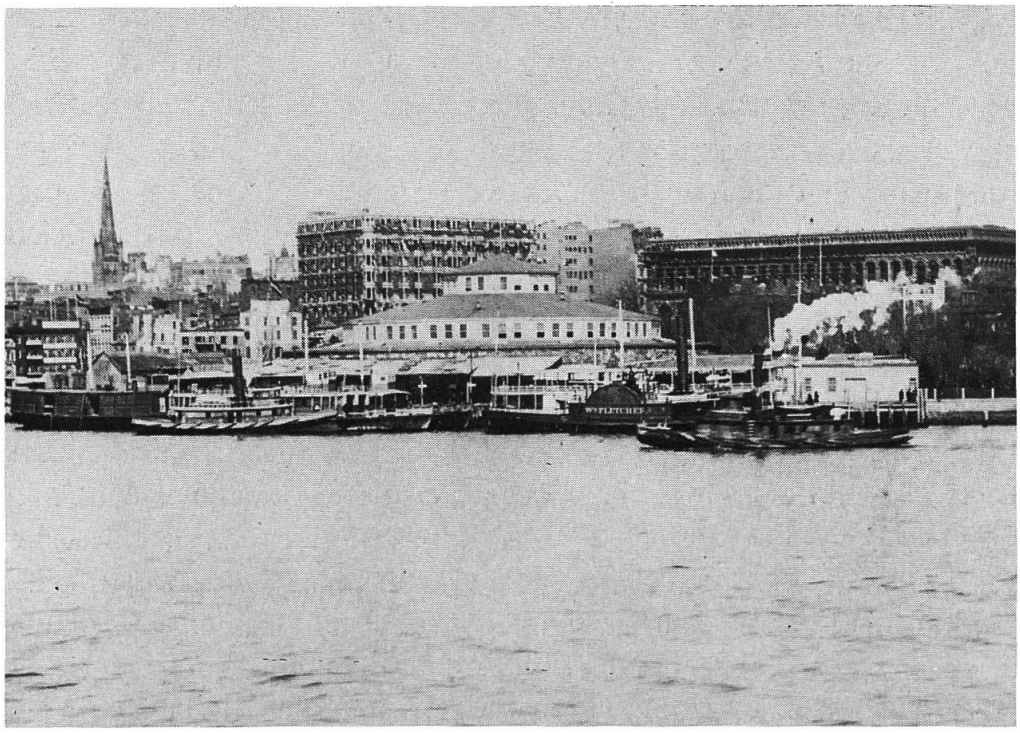
Überseedampfer aus den späten achtziger Jahren.

Bett! Etliche gingen hinunter, um nachzuzahlen, und erhielten ein Zimmer. Für Familien mit Kindern ist so etwas schrecklich. Am Morgen, am Hafen, war eine grosse Zahl Menschen versammelt, die alle auf's Schiff wollten. Es ging ziemlich lang, bis wir dran kamen, um einzusteigen. Erst eine halbe Stunde vor Abfahrt des Schiffes erschienen die Erst- und Zweitklass-Passagiere und nahmen ruhig von ihren Plätzen Besitz. Die hatten keine so verdammte Warterei wir wir, wurden überhaupt als Menschen behandelt.
Inzwischen war das Schiff bereit zur Abfahrt. Langsam fing es an, sich vom Ufer zu lösen; ein eigenartiges Gefühl für mich. Da gab es vieles zu schauen. In mässigem Tempo glitt unsere *«Westerland»* die Schelde hinab. Das Schiff hatte einen Rauminhalt von 4000 bis 5000 Tonnen. Es fuhr mit Dampf, hatte aber noch komplette Segelausrüstung. Betten hatten wir keine, nur übereinanderliegende Pritschen, gerade wie daheim die Apfelhurden. In einem solchen Verschlag musste ich schlafen. Ein wenig Stroh und die mitgenommene Wolldecke waren mein ganzes Bettzeug. Als Kopfkissen dienten die Handkoffer, wenn sie nicht zu hart waren. Das Essen wurde nicht am Tisch serviert. Ein Steward kam mit einem Kessel und gab mit einer Kelle jedem das seine. Appetitlich war es nicht. Wenn das Wetter einladend war, weilte man an Deck und nahm hier auch das Essen ein. Denn drunten, ja, da war es öfter fürchterlich. Wenn es zum Schlafen ging, nahm ich ein seidenes Tüchli, tropfte Eau-de-Cologne darauf und legte es über die Nase, um den Gestank weniger zu spüren. Bald waren wir südlich von England. An einem Montag, nachdem wir die Scilly-Inseln passiert hatten, musste ich unwillkürlich an die Tragödie vom 5. Mai 1875 denken. Ich dachte mir, wo liegt der «Schiller». Denn dieses Schiff ist hier am genannten Tage untergegangen und mit ihm ein Wyniger, Fritz Uhlmann. Dieser war im Begriff, seinen alten Vater in Wynigen zu besuchen. Es hatte nicht sein sollen. Die See fing an, unruhiger zu werden. Bald brach ein Sturm los. Die Seekrankheit stellte sich ein. Mich packte sie besonders schwer. Kirchtumshoch gingen die Wogen. Unser Dampfer tanzte wie eine Nussschale. Ich wurde so elend krank, dass ich die ganze Amerikafahrt zum Teufel wünschte. Bei Sturm, wenn man nicht an Deck konnte, war es drunten im Zwischendeck kaum auszuhalten. In der Familienabteilung mit den Kindern musste es fürchterlich gewesen sein.
Wir waren bereits mitten auf dem Atlantik. In unserer Gruppe war auch ein Gehrig von Oberhofen am Thunersee. Dieser Mann fiel uns schon in

Basel auf wegen seines störrischen Wesens. Nun, eines Tages war Gehrig ganz verdreht. Er schrieb an seine Frau in Oberhofen, sie solle für das Kind sorgen. Niemand dachte an etwas Schlimmes. Alles war an Deck, der Wind war günstig, die Matrosen hatten mit den Segeln zu tun und man schaute ihnen zu. Plötzlich hiess es: Mann über Bord! Der ins Meer Gestürzte war Gehrig. Sofort stoppte das Schiff. Eine Schaluppe wurde hinuntergelassen. Ein Offizier und zwei Matrosen suchten nach Gehirg, aber erfolglos. Später gab es noch einen Todesfall, von dessen «Versenkungs-Feierlichkeiten» ich aber nichts sah.

Ankunft in New York und Eisenbahnfahrt nach Detroit

Nach 14tägiger Fahrt hiess es: Morgen sind wir in *New York*. Und richtig, anderntags fuhr die «Westerland» in den Hafen von New York ein. Bis die Zollrevision und die üblichen Untersuchungen im *Castle Garden* vorüber waren, ging's in den Nachmittag.
Im Schweizer Hotel *«Grütli»* hatten wir Unterkunft bezogen. Die Verpflegung war ausgezeichnet, aber es ging über unsern Geldsäckel.



Im «Castle Garden» an der Südspitze von Manhattan befanden sich die Einrichtungen der Einwanderungsbehörden (Aufnahme: Ende 19. Jahrhundert).

Hier erhielten wir die Eisenbahnbillette nach Missouri. Am nächsten Tag, abends 5 Uhr, fuhren wir mit einem Zug der New York–Ontario-Bahn weiter. Die Fahrt ging nordwestwärts durch den Staat New York. Ja wirklich, die amerikanischen Eisenbahnen sind praktischer und schöner als die europäischen. Am folgenden Sonntag, morgens 3 Uhr, mussten wir uns von den meisten Bernern trennen. Es war in *London,* Kanada. Die nach Wisconsin und Iowa mussten den Chicago-Zug nehmen, wir nach St. Louis den Detroit-Zug. In *Detroit* kamen wir am Morgen an. Wir fühlten uns ziemlich elend und verlassen, als die vielen Berner – mehr als zwanzig – nicht mehr da waren. Auch mussten wir in Detroit, wo heute die grossen Automobilfabriken von Ford stehen, den ganzen Sonntag warten, weil eben in Amerika die Bahnen an Sonntagen oft nicht fahren. Hier war es still. Keine Wirtschaften waren offen.

Umsteigen in St. Louis in den falschen Zug...

Endlich, endlich, gegen Abend fuhr unser Zug nach *St. Louis.* Am nächsten Morgen waren wir schon tief im Staate Illinois. Es war eine schöne Gegend, ziemlich eben. Die amerikanische Landschaft gefiel uns. Sie machte einen imponierenden Eindruck, besonders die schön arrondierten Farmen. Es gab viel Platz und war nicht so eng wie in der Schweiz. Gegen Mittag passierte unser Zug die grosse Brücke über den Mississippi und fuhr im Union-Depot *St. Louis* ein. Uns zwei Berner ereilte hier das erste Missgeschick. Es waren noch etliche Österreicher bei uns, die über Kansas-City nach Colorado reisten. Ohne lange zu fragen, stiegen wir mit den Österreichern in den Kansas-Zug. Dieser war so besetzt, dass ich auf der Plattform stehen musste. Der Zug fuhr so rasend schnell, wie ich es noch nie erlebt. Aber, o wetsch, wir waren im «lätzen» Zug. Beim ersten Halt hiess es für uns aussteigen und zurück nach St. Louis, allerdings ohne nachzahlen zu müssen. Die Billette der Österreicher lauteten auf die Wabash-Eisenbahn, die nördlich des Missouri-Flusses durch den Staat Missouri fährt. Wir aber mussten die Missouri-and-Pacific-Bahn nehmen, die südlich dieses Flusses verläuft, da unser Ziel an der genannten Bahn lag. Im Bahnhof *St. Louis* hiess es, unser Zug fahre um 9 Uhr abends. Also warten. Die Stadt zu besichtigen, trauten wir uns nicht, obschon sie viele Schweizer beherbergt. Dafür sollte man schon etwas Englisch sprechen.

Gegen 9 Uhr abends geleitete uns ein freundlicher Amerikaner an unsern Zug, und dieser fuhr in die Nacht hinaus. Was unsere Verproviantierung anbelangt, musste wenigstens ich sehr sparsam sein, denn meine finanziellen Mittel fingen an zu versiegen. Ich glaube, wenn mein Freund, der besser bei Moneten war als ich, seine eingekauften Esswaren nicht mit mir geteilt hätte, ich mit meinem Magen in Konflikt gekommen wäre. Also, unser Zug fuhr durch Missouris Gefilde, es war Nacht und ich schlief sehr gut. Wer sollte das nicht können in einem amerikanischen Eisenbahnwagen. In *Sedalie,* wo wir geweckt wurden, um auszusteigen, hatten wir das zweifelhafte Vergnügen zu erfahren, dass wir zu weit gefahren waren. Also wieder zurück. Während wir auf den Retourzug warteten, entschlossen wir uns, die Stadt zu besichtigen und erlebten auf diesem Spaziergang ein köstliches Gaudium. Ein Neger kam mit einem «Chacheliwagen» in scharfem Trab dahergefahren. Das Pferd wurde plötzlich scheu, ein Ruck und der Wagen kippte um. Unter fürchterlichem Getöse fiel sämtliches Geschirr auf die Strasse. Hui, wie da der Neger gestikulierte und schimpfte, wovon wir natürlich nichts verstanden.

Endlich kam der Zug von *Kansas-City* und brachte uns nach dreiwöchiger Reise an unser Ziel, d. h. immer noch nicht ganz. Es fehlten noch 6 bis 8 Meilen bis zur Farm der Verwandten meines Freundes.

Wir waren jetzt im Städtchen *California,* mitten im Staate Missouri. Als wir auf dem hölzernen Troittoir – Sidewalk, wie man hier sagt – einhergingen, gab es Lärm von unsern nägelbeschlagenen Schuhen. Die Strasse selber war nur ein Karrenweg. Jederman wurde auf uns aufmerksam. Unsere Kleidung stach sehr ab von derjenigen der elegant gekleideten Amerikaner.

Es war schon heiss und dazu erst anfangs März. Die Verwandten meines Freundes hatten ihm schon nach der Schweiz geschrieben, dass wir in California einen Schuhmacher *Affolter* aufsuchen sollten, der uns zu ihnen führen werde. An einem Haus hiess es «Restaurant». Wir traten natürlich ein verlangten ein Glas Bier. Der Wirt war ein Deutscher. Bier konnte er uns keines geben, denn dieses Country war ein Temperenzler-Staat. Mit einem nicht zu starken Glas Most konnte er uns dienen. In der Folge fing der Wirt an, über die Temperenz in Amerika zu fluchen. Wir konnten es verstehen, denn seine Existenz war untergraben. Der Wirt

sagte uns in freundlicher Weise, wo der Schuhmacher Affolter wohne. Bald fanden wir ihn. Er war bereits von unserer Ankunft unterrichtet. Dieser Affolter verschaffte sich im Livery Stable (Leihstall) zwei Pferde mit Spring-Wagen (Feder-Wagen), denn der fragliche Onkel wohnte etliche Meilen Richtung Missouri-Fluss. Endlich war das Gefährt fertig und die Koffer verladen.

Nach Kansas

Nun ging es hinaus in eine richtige amerikanische Farm-Gegend. Aber war das eine Strasse! Keine Spur. Es war der ärgste, holprigste Karrenweg, den ich je gesehen. Ich musste fest Position fassen auf meinem Koffer, sonst hätte ich meine Sitzgelegenheit verloren. Während der Fahrt unterhielt uns Affolter, der gut Berndeutsch sprach, und erzählte uns, was er in Amerika alles erlebt hatte. Er sei schon anfangs der sechziger Jahre ins Land gekommen. Damals sei Kansas noch ein Indianer-Gebiet gewesen, und er sei mit andern mit dem Planwagen weit nach Kansas hineingefahren, um mit den Indianern Tauschhandel zu treiben. Noch rühmte er sich, wie sie oft die Indianer übervorteilt hätten, was mir von einem Schweizer nicht gefallen wollte. Ich dachte, so glänzende Geschäfte werde er nicht gemacht haben, sonst müsste er in seinem vorgeschrittenen Alter nicht Schuhe flicken. Allem Anschein nach war unser Fuhrmann ein Aufschneider. Endlich, gegen Abend, kamen wir an ein Flüsschen. Es war aber kein fliessendes, klares Wasser, sondern schmutziges mit geringem Gefäll. Eine eiserne Brücke führte hinüber, auf der andern Seite ging's sanft bergan. Vor einem eingezäunten Blockhaus hielt unser Gefährt. Wir waren am Ziel! Onkel und Tante meines Freundes samt einer Schar Kinder begrüssten uns. Die Söhne des Hauses spannten die Pferde aus und versorgten sie. Unser Fuhrmann musste hier übernachten. Mit Freuden wurden wir ins Haus geführt. Wir fühlten, wir waren keine lästigen Gäste. Bald stand ein herrliches Nachtessen bereit. Der Tisch war schön gedeckt mit weissem Geschirr, aber alles sah doch ein wenig fremdartig aus. Es gab Schinken mit Spiegeleiern, Zucker, Butter, Konfitüren und Kuchen. Man sah, alles war im Überfluss vorhanden.

Nun, wie war der erste Eindruck? Unser Gastgeber war die Familie *Haldemann.* Sie war ein paar Jahre vorher von Diepoltswil bei Eggiwil im Emmental hier eingewandert. In Diepoltswil wurden sie «Berglers» genannt. Ihren Emmentaler Teint hatten diese Leute längst verloren. Im übrigen war alles von grösster Einfachheit. Im Laufe des Abends kamen noch Söhne und Töchter aus der Nachbarschaft dazu, ebenfalls Eggiwiler. Es war ein angenehmer Abend. Es wurde gesungen, meistens amerikanische, religiöse Lieder. Die Betten, die uns angewiesen wurden, waren ganz amerikanischer Art und sehr einfach. Morgens früh gab es draussen Lärm von der Tierwelt. Furchtbaren Krach machten die Truthühner. Das emsige Farmervolk war schon an der Arbeit, denn es galt, die vielen Tiere zu füttern. Ich besichtigte nun die Farm. Vor dem Blockhaus hing auf einem schönen Apfelbaum, in einem Gabelast, eine grosse Kuhglocke, die hier zu Mittag als «dinnerbell» diente. Daheim im Eggiwil hatte sie die schönste Kuh getragen. Weiter ging die Besichtigung der Farm. Vis-à-vis der Schweineweide war eine kleine Bodenerhebung. Droben war etwas, was mir auffiel. Die Farm war früher eine «Sklaven-Farm», und in dem kleinen Friedhof waren die Angehörigen des Sklavenhalters beerdigt. Haldemann hatte es im Kaufvertrag, dass er diesen Friedhof nicht zerstören dürfe. Drunten am Flüsschen konnte man noch im Gestrüpp die verfallenen Hüttchen der ehemaligen Sklaven sehen. Inzwischen stand das vortreffliche Morgenessen bereit. Nachher hiess es unsern Fuhrmann bezahlen. Er verlangte einen Dollar mehr, als wir abgemacht hatten. Mein Freund bezahlte, denn ich selber hatte kein Geld mehr. Die Pferde wurden gefüttert, gestriegelt und angespannt. Und fort fuhr er, der Lumpenhund. Pardon, ich dachte es nur.

Hierauf nahmen sich die älteren Mitglieder der Familie Zeit, sich mit ihrem neuangekommenen Schweizer Cousin zu unterhalten. Ich dachte, es sei besser, mich zu entfernen und setzte die Besichtigung der Gegend fort. Diese ist hügelig. Der Grund, weshalb das Flüsschen, das Moniteau heisst, so träges Wasser hat, ist der nahe Missouri. Bei Hochwasser treibt dieser das Wasser zurück und so entstehen Wassertümpel, die meiner Meinung nach das hier weitherum herrschende Malaria-Fieber verursachen. Dagegen wurde immer eine Menge weisses Arzneipulver geschluckt. Man sagte dazu «Quinal» (Chinin). Ein Sohn der Familie

hatte, etwas höher gelegen, eine Farm von 80 Acres. Dieser nahm mich mit zum vorläufigen Aufenthalt. Nebenbei fragte ich «Erzvater» Johann Haldemann, ob er froh sei, mit seiner Familie hierher gezogen zu sein. Auf alle Fälle, meinte er, gebe es genügend Platz hier, und so sei es eher möglich, seinen vielen Kindern eine Existenz zu schaffen.
Bei meinem neuen Kostgeber Christian Haldemann fing ich an, die amerikanische Wirtschaft zu studieren. Die Farm war ringsum von Wald umgeben. So weit man sah, nichts als Wald, Eichen und andere edle Waldbäume. Vorhanden waren zwei Pferde, zwei Kühe, Schweine und allerhand Geflügel. Das Haus war ein einfaches Blockhaus. Die innere Einrichtung war denkbar einfach: die nötige Anzahl Betten, ein Tisch, Stühle und ein Herd. Keine Tür besass ein Schloss, nur hölzerne Riegel. Gratis- und Reklamebilder irgend einer Maschinenfabrik hingen an den Wänden. Mein Logis war im ersten Stock, dicht unter den Schindeln. Einmal, als es schneite, trieb es den Schnee direkt auf mein Bett. Einen Kleiderschrank gab es nicht, man hängte die Kleider an die Wand. Die Wasserversorgung war schwierig. Man musste das köstliche Nass weit unten in einer «Ravine» (Krachen) holen. Appetitlich war es nicht. Alle Haustiere tranken ebenfalls dort. Auf der Weide gab es eine Quelle. Zur Haushaltung gehörten der Farmer Christian, seine Schwester Rosette als Haushälterin und ich. Öfter kam noch ein Fritz Hess zu uns, der aber auswärts arbeitete. Mit diesem Hess freundete ich mich an, denn er kam von Koppigen im Kanton Bern. Er kannte einige Leute in Wynigen, weil er dort bei Metzger Sollberger Lehrling gewesen war. Er sagte mir, sein Bruder sei Briefträger in Koppigen.
Bei diesem Farmer arbeitete ich fast drei Wochen. Wir pflügten die Felder für Hafer und Mais. Öfter, wenn wir zu Vater Haldemann «z'Obesitz» gingen, sahen wir beim Heimgehen Feuer im Walde. Es wurde sehr viel gerodet und das Holz schonungslos verbrannt. Wahrscheinlich gab es noch kein Forstgesetz. Auf alle Fälle wird es sich bitter rächen, wenn man so weiter wirtschaftet mit dem Wald.
Am Palmsonntag sassen wir vier unter den Cederbäumen neben dem Blockhaus. Was sollten wir anderes tun, denn Vergnügungen gab es hier keine. Ich hatte keine Ahnung, wo eine Wirtschaft war. Im übrigen war ja unser Country ein Temperenz-Staat. Man konnte höchstens in die Kirche gehen. Während wir hier beisammensassen und Fritz Hess über die amerikanische Temperenz fluchte und meinte, ein Baumberger-Bier wäre jetzt herrlich, stieg im Süden eine Rauchwolke auf. Der Farmer

sagte: Donnerwetter, das ist ein Waldbrand. Schon sprengte der Nachbarfarmer vorbei und rief: Hello boys, come on! Am Brandplatz angekommen, wurden wir sofort eingereiht. Der Wald brannte lichterloh. Wir bezogen so nah als möglich am Feuer Stellung und kratzten mit der mitgenommenen Kratzhaue das dürre Laub und Holz nach hinten, so dass das Feuer keine Nahrung mehr fand. Die kleinen Bäume wurden umgehauen und nach rückwärts geschafft, damit das Feuer nicht mehr überspringen konnte. Gegen Abend gingen wir als Sieger aus dem Kampfe hervor. Immerhin, viele Acres Wald waren zersört. Aber auch meine Sonntagskleider und Schuhe waren kaputt. Ersatz erhielt ich von niemandem. Ich dachte mir: das fängt nett an in dem grossen, reichen Lande.

Nun muss ich aber noch über die Holzversorgung für den Haushalt bei diesen Farmern reden. Von Holz schlagen im Winter für das nächste Jahr war keine Rede. Umgestürzte Bäume, mehr als genug, lagen klipperdürr im Walde herum. Ging das Brennholz zur Neige, fuhr man mir Ross und Wagen in den Wald, zersägte und spaltete einen Stamm und die Holzversorgung war für etliche Zeit erledigt. Da mein Gastgeber eigentlich keinen Knecht brauchte, durfte ich auch keinen Lohn erwarten. Er bekümmerte sich auch nicht darum, dass ich irgendwo unterkäme, um mir meinen Lohn zu verdienen.

In dieses eintönige Leben kam bald eine Abwechslung. Vater Haldemanns ältester Sohn weilte noch in der Schweiz. Er war Metzger in Huttwil. An einem schönen Abend kam ein Töchterchen von drunten hergerannt mit der Botschaft, Bruder Fritz, den sie seit Jahren nicht gesehen, sei mit seiner Frau aus der Schweiz gekommen. Wir mussten hinuntergehen, es sollte ein Fest geben. Aber die neuangekommene junge Frau gab dem Fest keine frohe Stimmung. Sie hatte Heimweh, weinte und sprach in einemfort von dem schönen Huttwil und ihren lieben Angehörigen.

Einmal wurden wir zu einem Tanzabend eingeladen, und zwar bei einer Familie Hossmann, deren Töchter das Festchen arrangierten. Doch musste ich mir erst neue Hosen beschaffen, da meine sonntäglichen angebrannt waren. Es kam der Tanzabend, wir stürzten uns in unsere Ballkleider. Rosette Hess und ich marschierten durch den Wald. In der Lichtung sahen wir die erleuchtete Blockhütte Hossmanns. Darin befanden sich zwei Räume. In einem waren die Mädchen, im andern die Burschen. Es war aber ein Mädchen zuwenig. Sie berieten und beschlos-

sen, ich müsse ein Mädchen markieren. Wohl oder übel musste ich zu ihnen hinein. Sie legten mir ein Bonnet (weibliche Kofbedeckung) um und instruierten mich für den Tanz. Fast alle sprachen Berndeutsch, da sie von Bernerfamilien stammten. Unter sich sprachen sie Englisch. Der erste Tanz begann. Ein Mann mit einer Geige – man nannte ihn «Fiedler» – spielte auf. Die Burschen kamen ins andere Zimmer und wählten sich ein Mädchen. Ich spielte meine Rolle miserabel. Man schalt mich aus. Von den Mädchen gefiel mir nur eines, Lizzie Burger, die Sprecherin. Wenn diese meine stumme Kritik geahnt hätte! Nach dem Tanz gab es Tee, Kaffee, Kuchen, Cakes und Fleisch, dem wir gehörig zusprachen. Beim Heimgehen meinte Fritz Hess, eine Flasche Dézalay oder Mâcon wäre besser gewesen.

Wechsel in eine andere Farm

An einem Sonntagabend kam ein Mann vor unser Blockhaus geritten und fragte nach meiner Person. Er stellte mir in freundlichem Ton die Frage, ob ich Arbeit wünsche. Ja, natürlich. Eine gewisse Person habe ihm meinen Aufenthaltsort gegeben. Er sprach Berndeutsch mit stark amerikanischem Akzent. Ich nahm die nötigsten Habseligkeiten zusammen, stieg hinter ihm auf's Pferd, und hinaus ging's in die dunkle Nacht. So kamen wir durch Wald und ein Tälchen zur Farm der Familie *Kübli.* Mein Begleiter war der Sohn Fritz. Zur Familie gehörten eine alte Grossmutter, zwei Söhne und Grosskinder. Nur die Grossmutter war als junges Mädchen mit ihren Eltern nach Amerika gekommen, alle andern waren im Lande geboren. Nach einem guten Nachtessen stellte man die Stühle um das offene Kaminfeuer. Alles nahm Platz. Es wurde Tabak herumgereicht und die Pfeifen wurden angesteckt. Ich sah, die Leute interessierten sich für mich. Die Grossmutter war herzensgut, aber sie kam mir vor wie eine Indianerin, so mager, dürr und gelb. Sie merkte, dass es mir kurios vorkam, dass sie rauche. Für mich fing sie an zu erzählen. Um 1850 herum zog sie als junges Mädchen mit ihren Eltern und Geschwistern in einem gedeckten Reisewagen von Saanen über Neuenburg, Pontarlier und Paris nach Le Hâvre. Nach vielen Mühen und Beschwerden kam die Familie Kübli endlich nach dem Staate Ohio. Kurz vor dem Bürgerkrieg (1861–1865) siedelte sie mit ihrem Mann, der auch Kübli hiess, nach dieser Farm in Missouri über. Da brach der Krieg

aus. Im Staate Missouri waren sie in einer misslichen Lage, besonders wenn sie «Union-Leute» waren. Küblis, als Schweizer, waren natürlich solche. Die Südlichen, «Rebellen» genannt, streiften oft umher, stahlen Pferde und nahmen junge Leute mit, besonders wenn es Union-Leute waren. Die Frau musste beständig fürchten, ihr Mann könnte nach dem Süden verschleppt werden. Sie hielt ihn daher Tag und Nacht hinten im Keller versteckt. Um nicht einzuschlafen, fing sie an zu rauchen. Die kleine Schweizerkolonie beschloss nun, gegen die Räubereien einen Gewaltakt zu inszenieren. Denn die herumstreifenden Banden waren nicht immer Soldaten der Südstaaten, sondern oft Räuber. Gewöhnlich kam einer auf die Veranda, verlangte die Herausgabe von Pferden und sonst allerlei. Wollte oder konnte nicht entsprochen werden, so kam der Gewalthaufe, der im Hinterhalt lag, und stahl was ihm beliebte. Als wieder einmal so eine herumstreifende Bande signalisiert wurde, kamen sämtliche Schweizer, vielleicht auch Deutsche und treue Amerikaner bei Küblis zusammen, um zu beraten, was zu tun sei. Ohne langes Federlesen wurde beschlossen, solchen herumvagabundierenden Banden mit der Waffe entgegenzutreten. Komme, was wolle. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Als die Farmer so beieinander sassen, erschien ein «struber» Kerl auf dem Platz und verlangte von Frau Kübli zu essen. Natürlich kam er nur, um auszuspionieren. Ohne langes Zögern wurde der Bursche über den Haufen geschossen. Alles machte sich zum Kampfe bereit, aber wider Erwarten blieb alles ruhig.

Die Brüder Kübli betrieben gemeinsam mit einem Herrn Oerli von Jamestown eine transportable Sägemühle. Am nächsten Morgen fuhren wir hin. Es waren etliche Meilen. Damals befand sich die Sägemühle in einem Wald, in der Nähe des Missouri-Flusses. Wir sägten Eisenbahnschwellen. Die Hütte war aus Schwellen gemacht und wir schliefen auf Schwellen. Wahrlich ein hartes Lager. Natürlich hatten wir Wolldecken. Am Morgen gab es schwarzen Kaffee mit Zucker und Butterbrot und am Abend das gleiche. Zum Mittag gebratenen Speck oder «Hamme». Das nötige Trinkwasser holten wir im nahen Missouri. Es mussten immer zwei Mann zusammen gehen. Der eine band den Kessel an eine Stange, um Wasser zu schöpfen, der andere postierte sich landeinwärts, um den «Schöpfer» mit einem Seil zu halten. Denn es gab immer Uferrutschungen und mancher ist schon in den Fluss gefallen. Der Missouri ist hier ein imposanter Strom und sehr breit. Man konnte nur schwer am andern

Ufer etwas unterscheiden. Das Wasser war vollkommen trüb. Daher der indianische Name «Missouri» auf englisch «mud river», zu deutsch «Dreckfluss».
Von Montag bis Samstag hatten wir immer die gleiche Arbeit. Ich freute mich daher stets auf den Sonntag. Da gab's wieder ordentlich zu essen und ein rechtes Bett. Das «Betriebspersonal» bestand aus den Herren Oerli, Kübli, Bütler, einem Neger und mir. Alle waren Amerikaner, stammten von Schweizer Eltern, ausgenommen natürlich der Neger. Sie konnten wohl Berndeutsch, sprachen es aber mit amerikanischem Akzent. Die Umgangssprache war Englisch, aber meinetwegen wurde oft «Swiss» gesprochen, wie man in Amerika sagt. Es war noch ein Züribieter da, der auch nicht Englisch konnte. Mit einem Wagen und zwei Pferden holte er allein die Blöcke, ohne zu schreien und zu fluchen. Das Aufladen war geradezu genial. Lohn erhielt ich im Anfang 65 Cents pro Tag, später 1 Dollar.
An einem Abend wurden wir in die nächste Blockhütte «z'Obesitz» geladen. Es waren etliche Mädchen da, die immer kicherten. Die Unterhaltung wurde natürlich auf englisch geführt, doch verstand ich noch nicht viel davon. Im grossen, offenen Kamin brannte ein Feuer, ganz wie es die Hinterwäldler hatten. Im Halbkreis sassen wir darum, unterhielten uns, rauchten und spuckten in die Glut. Der Neger durfte natürlich nicht mitkommen. Bewahre, wenn Amerikaner dabei waren. Da der Neger nicht kommen durfte und ich nicht Englisch konnte, lief ich zur Hütte zurück, um dem Schwarzen Gesellschaft zu leisten. Warum? Weil er sich Mühe gab, mich in die Heizkunst eines Lokomobils einzuführen.
Eben diese Blockhütte, wo wir «z'Obesitz» waren, war der ursprüngliche Typ eines Blockhauses, wie es die ersten Ansiedler bauten, und das noch den Indianern Trotz bot. Dieses Hinterwäldlerhaus nahm meine Phantasie voll und ganz in Anspruch. Die kolossale Einfachheit, das grosse Kamin, durch das man die Sterne leuchten sah, der Gewehrrechen neben der Eingangstüre; nur das Pulverhorn fehlte. Mein Ideal war, einmal so ein Blockhaus mit 80 bis 100 Acres Land zu besitzen.
Nun, diese Familie Kübli war sehr nett mit mir und übervorteilte mich in keiner Weise. Was man, so leid es mir tut, von gebürtigen Bernern in Amerika nicht immer sagen kann. Als nun die Tage heisser wurden und die Landarbeit drängte, wurde bei Küblis das Sägen eingestellt. Am Sonntag ging ich zu meinem ersten Kostgeber Haldemann, um meinen

Freund zu sehen, der bei seinem Onkel von den Strapazen unserer Reise ausruhte. So ein Sonntag auf einer Missouri-Farm war still. Es herrschte tiefste Sabbathruhe, denn Vergnügungslokale waren keine offen.

Arbeit in einer Sägemühle

Im Laufe des Sonntags kam Charles Reusser, der von Aeschlen bei Oberdiessbach eingewandert war, zu mir und engagierte mich in seine Sägemühle. Er hatte noch ein grosses Quantum zu sägen. Am Montag morgen wanderte ich zu meinem neuen Arbeitsplatz. Wir sägten einem Emmentaler Holz zum Bau einer Scheune. Meine freie Zeit widmete ich dem Dampflokomobil. Ein Neger war Heizer. Zu meinem Erstaunen durfte der Neger am Tisch dieser Bernerfamilie mitessen. Wo er schlief, wusste ich nicht. Auf alle Fälle hätte ich ihn nicht in meiner Nähe gewünscht. Später zügelten wir zu einem Amerikaner. Die Sägemühle wurde demontiert, auf einen Wagen verladen, das Lokomobil davor gespannt und fort ging's, der neuen Arbeitsstätte zu. Hier war unser Neger ein armer Kerl. Das Essen wurde ihm wie einem Hund gereicht. Er wurde keines Blickes gewürdigt. Obschon ich mit meinen Gastgebern noch nicht gut sprechen konnte, waren sie sehr liebenswürdig zu mir. Einmal an einem Abend war es beim Essen sehr heiss und ich schwitzte furchtbar. Da kam die Tochter des Hauses und wehte mir mit einem «Fan» (Fächer) Kühlung zu. Für so etwas musste man bei den Amerikanern gut angeschrieben sein.
Als wir mit dem Sägen fertig waren, durfte ich mit Charles Reusser auf seine Farm. Aber bald kam der Sohn des Müllers Haldemann und engagierte mich als Heizer für die kleine Mühle. Der Müller war Amerikaner, sprach aber noch gut Berndeutsch, obwohl sein Grossvater schon um 1820 nach Amerika gekommen war. Auch die Kinder sprachen, neben Englisch, ein Mischmasch von «Swiss», weil die Mutter deutscher Abstammung war. Auf die Frage des Müllers, ob ich imstande sei, die Dampfmaschine zu bedienen, sagte ich kurzentschlossen: Ich werde es tun. Anderntags trat ich die Stelle an. Es handelte sich um eine vierzigpferdige Dampfmaschine mit zwei grossen Schwungrädern. Das eine war durch einen Treibriemen mit der Mühle verbunden. Als Heizmaterial brauchten wir Holz. Ein Saaner, Matti, rüstete das Holz im nahen Wald. Mir war wirklich etwas bange, als ich zum ersten Mal die

Maschine anlassen musste. «Röndle» war keine da, da wir nur Weizen mahlten. Die Putzerei war primitiv. Ein echter, guter Champagner-Gang war vorhanden, ferner ein Seidenzylinder. Das war die ganze Mühleneinrichtung. Ausser der Besorgung der Heizung hatte ich noch die ganze Anlage zu schmieren, den Farmern den Weizen abzunehmen, ihn zu wägen und von je 100 Pfund 6 Pfund Mahllohn einzubehalten. Das musste ich genau nehmen, darin war der Müller exakt. Die Kunden waren meistens Berner. Immer fragten sie mich, aus welcher Gegend des Kantons Bern ich herkomme. Es kamen aber auch Amerikaner. So fing ich an, Englisch zu lernen. An der Dampfmaschine waren alle Messingteile verschmutzt. Ich polierte sie glänzend und ordnete das Werkzeug. Eine geniale Sache war die Wasserpumpe im Dampfkessel. Morgens 6 Uhr musste genügend Dampf da sein, um die Maschine anzulassen. Ich hatte eine kolossale Freude an meiner Arbeit und war mit Leib und Seele dabei. Am Freitag und Samstag musste ich auf der Farm helfen. So lernte ich die amerikanische Farmerei um so gründlicher kennen.

Als Lohn erhielt ich 16 Dollars pro Monat. Wenn es zum Essen ging, musste man sich waschen und kämmen. Der gedeckte Tisch sah aus wie daheim bei einer «Chindbetti». Auch bevor man ins Bett ging, das schneeweiss bezogen war, musste man sich gründlich waschen.

An der Dampfmaschine gab es eine Vorrichtung, um eine Kreissäge anzukuppeln. An einem Sommertag sägten wir Stämme. Die Maschine hatte schwer zu pusten, Funken flogen aus dem Kamin. Auf einmal kam des Nachbars Frau und rief, unser Dach brenne. Wie der Blitz erhaschte ich einen Kessel voll Wasser, war im Handumdrehen auf dem Dach und konnte gottlob das Feuer löschen. Es war aber auch höchste Zeit, denn alles war klipperdürr. Ferner sägten wir Bretter, um die Diele in der Mühle zu täfeln. Diese Arbeit musste ich tun. Es kam mir zugute, dass ich mit Hammer, Säge, Hobel und Winkel gut Bescheid wusste. Ein Fass Nägel stand zur Verfügung. So viele Nägel hatte ich noch nie zusammen gesehen. Sie hatten den Vorteil, dass sie nicht spitz waren, so dass ein Spalten der dünnen Bretter nicht vorkam. Als dann ein Kasten Mahllohn-Weizen voll war, wurde dieser vermahlen und an eine Bäckerei in California verkauft.

Post, Kaufläden und Bank waren im nahen Städtchen *Jamestown*. In allen diesen Etablissements gab es Leute, die «Swiss» verstanden. Denn in der Kolonie sprachen zahlreiche Farmer nicht Englisch. Weizen,

Mais, Fette und Schweine führten die Farmer nach Sandy-Hook, eine Schiffstation am Missouri, wo die Produkte verladen wurden.

Schwieriger Herbst und Winter

Wie ich bereits andeutete, ist das Klima nicht so, wie es sein sollte. Jeder neu Eingewanderte bekommt das Klimafieber mehr oder weniger.
Es war im September, da fing ich an, müde Glieder und entzündete Augen zu bekommen. Das Klimafieber war im Anzug. Mitten auf meinem Knie entstand ein Geschwür. Ich konnte kaum mehr sehen und gehen und musste das Bett hüten. Erst jetzt fühlte ich richtig, dass ich in fremdem Land und bei fremden Leuten war. Ich kam mir kolossal verlassen vor. Ein Neger wurde für mich eingestellt. Vorläufig konnte ich bei der Müllersfamilie bleiben. Das Fieber brachte mich so herunter, dass ich mich ganz schwach fühlte. Gegen Bezahlung ging ich zu einer befreundeten Bernerfamilie mich erholen. Später fand ich ein nettes Winterquartier bei einer Familie *Hossmann.* Nach meiner Genesung half ich Hossmanns Tochtermann, John Grossglauser, das Mais besorgen. John Grossglausers Vater war Lehrer bei Eggiwil im Kanton Bern gewesen. Am gleichen Ort arbeitete noch ein Geschwisterpaar, ein Jüngling und ein Mädchen, beide in meinem Alter. Das Mädchen musste die Kühe melken. Es war kalt, das junge Ding fror und weinte bitterlich über sein hartes Los. Solange ich dort war, besorgte ich am Morgen das Melken. Das Mädchen war überaus dankbar. Dem Bruder ging es nicht viel besser, obschon die Geschwister Verwandte von John Grossglauser waren. Ein trauriges Schicksal für diese jungen Leute. Doch gibt es tausende solcher Fälle in Amerika. Die Eltern dieser Kinder hatten früher ein florierendes Geschäft bei Biel und waren reiche Leute. Den Kindern stand das Leben offen, nur arbeiten lernten sie nicht. Plötzlich kam die Veränderung. Der Vater hatte finanzielles Missgeschick. Amerika sollte die Rettung werden. Sie landeten schliesslich im Staate Ohio. Hier hatten Vater und Mutter mit den kleinen Kindern genug Arbeit. Die Grösseren, eben die oben Genannten, mussten ihr Brot selber verdienen. Hart und unbarmherzig geht es in diesen Dingen in Amerika zu.
Noch eine andere Bernerfamilie weilte hier, namens Grossenbacher. Sie bewirtschaftete eine kleine, fruchtbare Farm. Trotzdem waren die

Leute nicht glücklich und lebten im Geiste immer in der Schweiz. Am unglücklichsten war die Frau; sie machte dem Mann, dem es einigermassen gefiel im Lande, das Leben zur Hölle. Tagtäglich sprach sie von ihrem Krämerladen im Kanton Bern. Das Farmerleben war ihr ein Ekel. Ach, diese einfältigen Leute!

Hier war die Vegetation grossartig. Mais und Weizen gediehen vortrefflich und der Klee wuchs sehr rasch. Es gab auch schöne Äpfel und Pfirsiche in Hülle und Fülle. Für die Pfirsiche hatte man fast keine Verwendung. Als die Dürre kam, war der Boden mit Früchten bedeckt und man liess die Schweine sie fressen. Die Familie Hossmann, meine Meistersleute, war schon zwanzig Jahre im Lande, konnte aber die englische Sprache noch nicht. Sie kam von Gerzensee im Kanton Bern. Hossmann hatte einen finstern, unheimlichen Blick. Man hätte glauben können, er hätte etwas verübt im old country (in der alten Heimat) und sei nach Amerika geflohen. Ich half im Winter Wald roden, «klären» (clear), wie man hier sagt. Dieses Roden besorgte man anders als in der Schweiz. Das in Betracht kommende Stück Wald wurde eingezäunt. Alle Haustiere, namentlich Schweine, wurden in die Umzäunung hineingelassen. Sie halten das Unterholz zurück. Das mittelstarke Holz wird umgehauen, mit Pferden zusammengeschleppt und verbrannt. Die grossen Bäume bleiben stehen, werden «geringelt» und sterben ab. Dann kommen Axt und Pflug, Weizen oder Mais wird gepflanzt. Es ist ein eigenartiger Anblick, wenn die dürren Bäume im Felde herumstehen. Mit der Zeit wird der eine oder andere vom Sturm umgeworfen und dann in den nahen Wald geschleppt.

Ich, als Brotkenner (auch Esser), habe mich stark dafür interessiert. Hier auf der Farm war das Brot sozusagen schlecht und galt nicht als Hauptnahrung. Es wurde stets mit Butter bestrichen. Das Mehl wurde in der Mühle Haldemann gemahlen und hatte ein absolut gutes Bouquet. Meist wurde das Brot in einem eisernen Kochherd gebacken. Der Teig musste immer einen starken Trieb haben. Die Kochherde sind gusseisern und nicht gefüttert. Beim Backen war kein «Nachdruck» vorhanden. Während der Backzeit brannte das Feuer rings um den Herd. Der Trieb, anstelle von Sauerteig oder Presshefe, wurde aus Hopfen bereitet. Um so interessanter war der Backofen bei Hossmann, ähnlich wie in der Schweiz die Feldbäckerei. Frau Hossmann konnte in diesem Ofen das beste Brot backen, weit und breit. An Weihnachten habe ich «Züpfen» gebacken, ganz nach Berner Art.

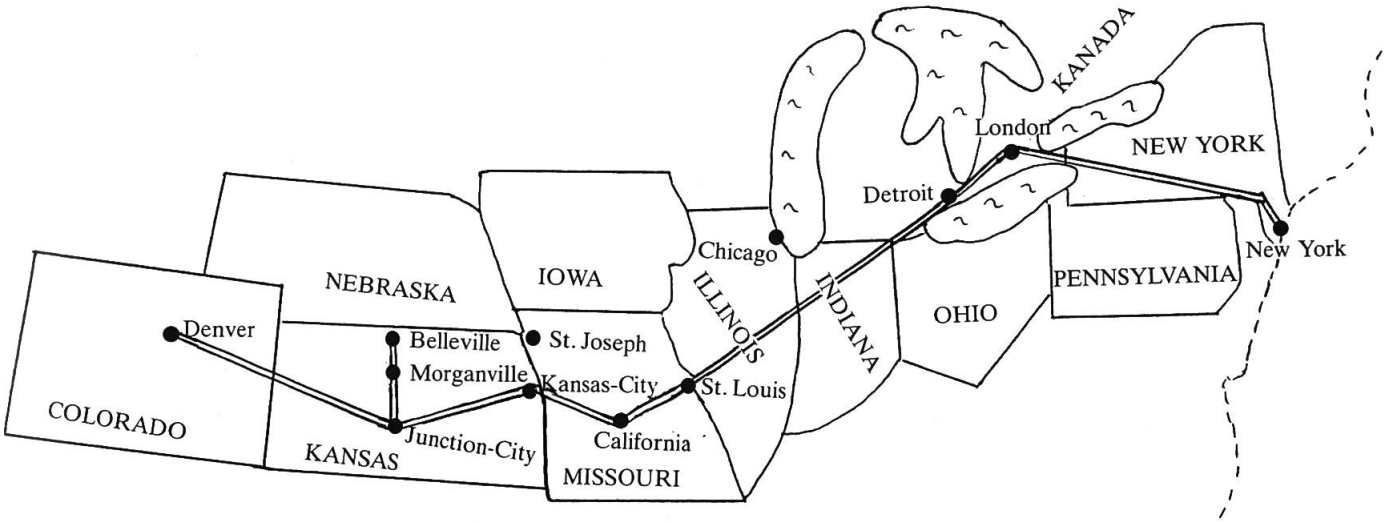
Bekanntlich sind in den Vereinigten Staaten Kirche und Staat getrennt. Es werden sog. Gemeinden gebildet. Jamestown, ein kleines Landstädtchen, hat drei Kirchen: die nordamerikanische reformierte, die Methodisten- und die Baptisten-Kirche. Es wird englisch und deutsch gepredigt. Bei Haldemanns Mühle war eine Kapelle, die von Jamestown bedient wurde. Kam eine Schweizerfamilie ins Land, so kam bald auch ein Kirchenältester und lud sie ein, seiner Kirche beizutreten. Jeden Sommer wurde einmal von der Kirche zu einem Picknick eingeladen im nahen Walde. Es war eine Art Volksbelustigung (Chilbi), doch ohne Alkohol. Diese Picknicks dienten hauptsächlich dazu, Mitglieder zu gewinnen. Von weit her kamen die Familien mit Kind und Kegel und brachten ganze Vorratskammern an Lebensmitteln mit. Man unterhielt sich und die Kinder unterhielten sich mit einem primitiven Rösslispiel. Bei solchen Zusammenkünften hielt der Prediger eine Rede, meist auf einem Baumstamm stehend. Ich erweiterte dabei meinen Bekanntenkreis mit je einem Berner aus Dürrenroth und Dürrgraben. Im Winter wurden viele Nachtgottesdienste gehalten. Bei derartigen Anlässen fand oft der Jüngling seine Braut. Sie ersetzten das Tanzvergnügen.
Nach Neujahr entschloss ich mich, im Frühjahr zu meinem Onkel nach Kansas zu ziehen. Auch wurde ich mit einem Samuel Jenni von Vechigen bekannt. Wir beschlossen, die Gegend auszukundschaften, so gut es ging. Vorerst marschierten wir zu Fuss zur Station California, wo die Berner der Käsefabrikation oblagen und es auch gut gepflegte Küchen gab. Bei dieser Wanderung kamen wir nach *Prairie Home,* einer wunderbaren Farmergegend im Staate Missouri. Ich wünschte mir, hier eine Farm zu besitzen. Unterwegs besuchten wir eine neuangekommene Bernerfamilie, namens Bieri von Dürrgraben. Ha, was hatten diese schönen Töchter mit den unverfälschten Teint der Emmentaler Meitschi! Ich fragte Vater Bieri, wie es ihm gefalle. Er konnte noch nicht viel sagen, doch fand er die Strassen miserabel.
Wehmütig stimmte es mich, als ich vernahm, dass mein Freund und Reisegefährte, Hans Haldemann, nach Ohio verreist war, ohne mir Lebewohl zu sagen. Es war dies das zweite Mal, dass ich mich in wehmütiger Gemütsverfassung befand. Das erste Mal war es zwischen New York und Detroit, als ich von den zwanzig Bernern Abschied nahm. Aber, man muss stark sein.

Weiterreise nach Kansas

An Ostern 1888 verreiste ich zu meinem Onkel nach Kansas. Ich erhielt nur ein Billett bis *Kansas-City*. Auf der Fahrt entgleiste der Tender der Lokomotive. Schnell wurde er wieder in die Schienen gehoben, und zwar ohne Winden. Eine solche Einrichtung hatte ich noch nie gesehen. Es ging fabelhaft, und schon fuhren wir mit rasender Schnelligkeit weiter, Kansas-City zu. Hier im Bahnhof hielt ich Rat, was eigentlich mein Reiseziel sei. Entweder zu meinem Onkel, oder dann nach *St. Joseph,* wo der ehemalige Oberlehrer unseres Dorfes, Bächler, wohnte. Sich lange besinnen in einem amerikanischen Bahnhof kann man nicht. Schon kam ein Polizist und fragte, wohin ich fahren wolle. Unwillkürlich sagte ich, nach *Morganville,* Kansas. Er ging mit mir an den Billettschalter, verlangte ein Billett nach Morganville und brachte mich an den Denver-Express. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Um 9 Uhr abends fuhr der Zug ab. Nach Mitternacht stieg ich in *Junction-City* aus, da Wagenwechsel war. Von hier führte eine Zweigbahn dem Republican Flusstal entlang bis *Belleville* an der Grenze von Nebraska, und an dieser Zweigbahn lag mein Reiseziel, Morganville. Um 5 Uhr früh fuhr der erste Zug dorthin. Bis dahin schlief ich gemütlich im Wartesaal. Ich liess aber den ersten Zug abfahren. Um die Mittagszeit, nach der gewohnten Durchfahrt des Denver-Express, fuhr wieder ein Passagierzug nach Morganville. Während des Vormittags besuchte ich das Landstädtchen. Auch hier herrschte totales Alkoholverbot. Neben dem Bahnhof war ein Farmer am Pflügen und ich stellte fest, dass das Land fruchtbar war.

Statt nach Morganville nach Denver (Colorado)

Am Mittag geriet ich irrtümlicherweise in den Denver-Express. Ohne mich zu erkundigen, fuhr ich los. Der Kondukteur machte die gewohnte Kontrolle. Beim Vorweisen des Billetts sagte er etwas zu mir, was ich mit dem besten Willen nicht verstand. Anhand des Billetts bemerkte ich meinen Irrtum; aber der Zug fuhr in rasendem Tempo dem Westen zu. Endlich hielt er. Was nun tun? Es wäre ein kostspieliges Vergnügen gewesen, wieder zurückzufahren. Wir waren schon weit in Kansas drin, und dieser Staat ist fünfmal grösser als die Schweiz.



Zu meinem Erstaunen sagte der Kondukteur nichts mehr. Übrigens, was kam es darauf an, wo ich mich aufhielt. Gemütlich fuhr ich weiter. Die amerikanischen Eisenbahnwagen sind zu einladend, um nicht über Nacht zu bleiben. Auch konnte man zu Essen kaufen. Doch war mein Magen gewöhnt, eine Zeitlang zu fasten. Als ich in der Nacht erwachte, bemerkte ich viele Passagiere, die Kuchen assen. Tant pis. Beim Erwachen am Morgen war es bereits Tag. Immer mit derselben rasenden Geschwindigkeit fuhr der Zug weiter. Zahlreiche Mitfahrende schauten neugierig zum Fenster hinaus. Was gab es zu sehen? Den ganzen Horizont entlang erstreckte sich ein Gebirge, höher als der Jura, dahinter schneebedeckte Berge. Es war das Felsengebirge, die Rocky Mountains. Sie hatten viel Ähnlichkeit mit unseren Alpen, ebenso die Vorberge. Davor nichts als Prairie, keine Farmen, kein Wald. Nur spärliche Bäume gab es an den Wasserläufen; diese aber waren trocken. Wirklich eine eintönige, melancholische Landschaft. Dem Bahndamm entlang sah man da und dort Viehgerippe. Sie stammten von Tieren, die der «Kuhfänger» der Lokomotive bei der rasenden Fahrt zur Seite geworfen hatte und die ein Frass der Prairie-Wölfe geworden waren. Wir waren jetzt im *Staate Colorado*. Der Morgen graute. Der Zug raste weiter. Nach meinen Beobachtungen hatten West-Kansas und Colorado nicht viel fruchtbares Land. Die Niederschläge fehlten. Das Land war trocken und sandig, und eine Humus-Schicht war nicht vorhanden.
Bei diesen Betrachtungen fuhr der Zug gegen 9 Uhr morgens im Union-

Depot von *Denver* ein. Ich hatte die ungeheure Strecke *Kansas-City–Denver* für nur 4 Dollars gemacht. Was nun? Zurück? Wenn irgend möglich, nicht. Hier bleiben? Mein Brot verdienen? Ich erkundigte mich nach dem Fahrpreis nach California, aber meine Moneten reichten nicht aus. Als ich unschlüssig hin und her schlenderte, bemerkte ich an einem kleinen Haus die Anschrift: *«Schweizer Heimat»*. Selbstverständlich steuerte ich auf dieses geheimnis- und verheissungsvolle Gebäude zu. Es war eine kleine, nicht gerade sehr einladende Bude. Entschlossen trat ich ein. Genau die gleiche Schweizer Pinte, wie sie überall in Amerika anzutreffen sind! Doch hatte die Temperenz hier nicht Eingang gefunden. Ich trat an die Bar und verlangte ein Glas Bier. Dann folgte eine Musterung des Lokals, der Gäste und des Wirtes. Ganz hinten wurde nach alter Schweizer Sitte gejasst. Jeden Schweizerdialekt konnte man vernehmen. Der Wirt war Schaffhauser und hiess Charles Wanner. Mir sah niemand an, dass ich erst ein Jahr im Lande war. Ich trat als richtiger Amerikaner auf. Nur mit der englischen Sprache haperte es noch bedenklich. Auf meine Frage, wie ich hier in Denver Arbeit finde, fragte man mich, ob ich melken könne. Natürlich konnte ich das, und damit war mir Arbeit sicher. Bei dem Wirt fand ich auch eine Schlafstätte. Die Ernährungsfrage war schnell erledigt. Ich ass nur zweimal im Tag in einem italienischen Restaurant. Eine Tasse Kaffee, ein Beefsteak und Kartoffeln kosteten ¼ Dollar. Der Bäcker, der das Brot lieferte, war Schweizer und hatte in der Farmer Street eine kleine Bäckerei.

Als Melker eingestellt

Der Schaffhauser Wirt war ein schlauer Bursche. Er brachte es fertig, dass ich 8 Tage bei ihm bleiben und einen guten Teil meines Geldes bei ihm liegen lassen musste. Es war immer die gleiche Taktik bei diesen Schweizer Wirten, die es verstanden, harmlosen Landsleuten das Geld aus der Tasche zu locken. So z. B. durch die sog. «Treats», ähnlich wie wir in der Schweiz die «Runden» haben. Bei solchen Wirten handelte es sich oft um verkrachte Existenzen aus der Heimat. Sie waren meist nicht die ehrlichsten Leute. Sie spielten sich gerne als Berater und Beschützer ihrer Landsleute auf und waren oft das pure Gegenteil. Endlich fand ich eine Stelle bei der *Schwäbischen Dairy* (Milchfarm). Der Besitzer war Württemberger. Es gab vier Melker, je einen für ca. 40 Kühe. Wir

waren ein Basler, ein St. Galler, ein Schwyzer und ich. Um 6 Uhr morgens musste gemolken sein. Der Basler fuhr zu den Kunden in die Stadt. Mein Lohn betrug 20 Dollars im Monat, nebst Kost. Betten gab es keine. Jeder hatte seine Wolldecke und schlief dort, wo es ihm am besten gefiel. Meistens im Heu. Jede Woche musste ich zweimal mit Ross und Wagen zur Brauerei fahren, um Malz zu holen. Beim Sternenwirt gab es Gratisbier genug. In dieser Brauerei waren alles Deutsche beschäftigt, und zwar Reichsdeutsche.

Bei meinem Milchfarmer arbeitete ich zwei Monate. Plötzlich ging der Besitz durch Kauf an einen Amerikaner über. Bei ihm hörte das Biertrinken auf. Überhaupt gab es eine vollkommen andere Ordnung. Der St. Galler konnte mich überreden, die Milchfarm zu verlassen. Wir gingen zusammen in die Stadt zum Schaffhauser Wirt. Wieder faulenzten wir ein paar Tage. Es waren auch Berner da. Öfter besuchten wir Häfligers «Bärestübli», eine Berner Pinte, wo wir Berner immer gemütlich zusammensassen. Sogar ein Schweizer Ball fand in Denver statt. Wir Stammgäste von Charles Wanner beschlossen, auch hinzugehen. Zuerst mussten wir Eintrittskarten lösen. Da wir aber nicht so salonfähig aussahen, traten wir nur als Zuschauer auf und tranken unser Bier. Es wurde auf schweizerische und amerikanische Art getanzt. Etliche Damen sangen deutsche und englische Lieder. Es war ein wirklich gemütlicher Abend. Aber der Spass erleichterte unser Portemonnaie bedenklich. Auf unserem Heimweg in früher Morgenstunde machte einer der Kameraden, der etwas angetrunken, Witze und Spässe, die ihm beinahe zum Verhängnis geworden wären. Eine nächtliche Polizeipatrouille forderte uns in freundlichem Tone auf, ruhiger durch die Strassen zu gehen. Nun sagte unser Kamerad dem Policeman Grobheiten. Der aber verstand keinen Spass, ergriff ihn sofort und wollte den Widerstrebenden zur nächsten Polizeiwache mitnehmen. Was ihm bevorstand, wussten wir genau. Im Nu ergriffen wir nun unsererseits den bedrängten Kameraden und konnten mit ihm zum allgemeinen Erstaunen die Flucht ergreifen, ohne verfolgt zu werden. Als wir am Morgen unser Abenteuer unserem Gastwirt erzählten, meinte er: «Ja, ja, ihr Berner, ihr seid einer schweren Strafe entgangen. Wehe dem, den man auf der Strasse betrunken erwischt!»

Bald bekam ich andere Gesellschaft. Es kam einer vom Lande zu mir, der im östlichen Colorado eine «Homestead» (Heimstätte) erworben hatte. Es war sogenanntes Gratis-Kongressland. Um solches zu erhal-

ten, musste man 21 Jahre alt sein. Item. Ich ging mit meinem neuen Freund zum Land-Office. Forsch fragte mich der Beamte: «Your age?» (Ihr Alter?) Ich antwortete: «18 Jahre». «Come in three years» (kommen Sie in drei Jahren wieder), war seine Antwort. Ich war schon stolz gewesen bei dem Gedanken, Besitzer einer 170-Jucharten-Farm zu sein. Wie ich später hörte, soll es eine trostlose, wasserarme Gegend sein. Eines Tages traf ich einen Lüdi aus Alchenstorf. Ihm war Wynigen gut bekannt. Das war natürlich ein Ereignis im fernen Westen. Da es Zeit war, unsere Wäsche wieder einmal waschen zu lassen, gingen wir in eine chinesische Wäscherei. Das chinesische Leben gefiel mir nicht, sie nehmen keine amerikanischen Gebräuche an. All ihr Sinn und Trachten geht dahin, in Amerika möglichst viel zu verdienen, um dann in China zu sterben und sich dort begraben zu lassen. Wir erhielten einen Bon in chinesischen Schnörkeln und konnten anderntags die Wäsche abholen. Nach meinem Dafürhalten war die Stadt Denver gut angelegt. Sie war aber noch jung, eine sog. «frontiers town». In der Farmer Street gab es schon eine Strassenbahn mit Pferdebetrieb. Die Wasserversorgung wurde damals gerade eingeführt. Die Strassen waren so, wie sie die Prairie gegeben, ungepflastert. Es musste ein scheusslicher Dreck sein, wenn es lange regnete. Aber es regnete kaum. Vom Gebirge führten Wasserkanäle zur Stadt, welche die Farmen und Gärten bewässerten. Sonst, glaube ich, wäre nicht viel gewachsen. Denver war eine richtige «booming-town», wie der Amerikaner sagt.

Arbeit im Steinbruch

Nun musste aber wieder etwas laufen. Hoch oben im Felsengebirge wurden Arbeiter gesucht. Der St. Galler und ich wurden bekannt mit einem Stauffer von Eggiwil und einem Luder von Rütschelen bei Langenthal. Wir beschlossen, Arbeit im Steinbruch zu nehmen. Am 4. Juli 1888 begannen wir mit der Arbeit. Wir mussten Pflastersteine machen und sie in die Eisenbahn verladen. Sie waren für die Städte Omaha und Kansas-City bestimmt. Der Lohn betrug 1 Dollar pro Tag. Geschlafen haben wir auf Brettern in unsern mitgebrachten Wolldekken. Freund Luder, der vorher in Kansas gelebt hatte, drängte sehr, dorthin zurückzukehren. Er habe dort einen Schatz, den wolle er heiraten und ein geordnetes Leben anfangen. Bei der gegenwärtigen

Lebensweise gäben wir Lumpen ab. Luder schlug vor, die Bahn zu «jumpen» bis Kansas, d.h. blinden Passagier zu spielen. Das wollte mir aber nicht einleuchten, da es gefährlich war. Dafür waren mir meine Knochen zu lieb. Meine Idee war, irgendwo ein Boot zu erhaschen und den Platte-Fluss hinunter bis weit nach Nebraska zu fahren. Das wäre wohl zeitraubender, aber um so romantischer gewesen, in dieser Jahreszeit, August, einmal ein halbes Indianerleben zu führen. Bei unsern weitern Verhandlungen machte ich den Vorschlag, nach *Portland* (Oregon) zu reisen. Es sollte in der Nähe dieser Stadt eine Schweizer-Kolonie geben, die seinerzeit von Samuel Siegenthaler aus Zollbrück im Emmental gegründet worden war. Wie ich gehört, hatte es in Oregon ein wunderbares Klima, und es war noch nicht dicht besiedelt. Bis etwa American Falls hätten wir die Bahn nehmen müssen, von dort wäre es auf dem Snake- und Columbia-River weitergegangen. In Idaho droben hätten wir allerdings ein nicht ganz zivilisiertes Indianer-Gebiet durchqueren müssen. Wahrscheinlich hatte Luder Angst für unsere Skalps. Zwei Monate hätte die Reise in Anspruch genommen, aber wir wären noch vor dem Winter unter einem gastlichen Dach in Oregon gewesen. Doch Luder zog es vor, auf eigene Faust loszufahren und allein nach Kansas zu «trampen». In späteren Jahren habe ich dann von Luders Schwester in Langenthal vernommen, dass ihr Bruder damals wahrscheinlich unterwegs umgekommen sei.

So arbeitete ich denn mit den andern im Steinbruch weiter. Wir hatten allmählich eine schöne Summe Geld verdient, und eines Tages zogen wir los. Ich nahm mir vor, noch vor dem Winter in Kansas zu sein, denn dieser war ein unheimlicher Gesell für unsereiner. Bis zur Bahnstation hatten wir ca. drei Meilen zu gehen; es gab keinen Passagierverkehr bis zum Steinbruch. Unterwegs kamen wir an einen Bergbach, stahlen irgendwo einen blechernen Kessel, legten Steine darunter und machten Feuer und siedendes Wasser. Nun brühten wir unsere Kleider, um die Gewandläuse loszuwerden. Im Adamskostüm mussten wir warten, bis sie trocken waren. Das ging aber rasch bei dem heissen Klima. Am Bahnhof erfuhren wir, dass der fahrplanmässige Zug nicht fahren könne, da zwei Züge zusammengestossen waren. Endlich fuhr dann gleichwohl einer. An der Unglückstelle ging es langsam über das primitive Notgeleise. Daneben lagen die total demolierten Wagen und Lokomotiven. Ein entsetzliches Chaos! Am Abend kamen wir nach *Denver*. Charles Wanner empfing uns freundlich. An seiner Miene sah man gut,

was er dachte: so bald als möglich in den Besitz unseres Geldes zu kommen. Als Mittel dazu sollten ihm die «treats» dienen. Als wir im Steinbruch aufbrachen, riet man uns, keine Barmittel mitzunehmen. Ich übergab dem Wirt ein Zwanzig-Dollar-Goldstück sowie meine Uhr. Gleich inszenierte er eine «treat». Ich bewilligte eine, die Zeit drängte. «Bah, zahlt, wenn ihr zurück seid», sagte der Wirt. Die Folgen sah ich allerdings nicht voraus. Als wir zurückkamen, suchte ich mein Lager auf. Am Morgen verlangte ich mein Geld und meine Uhr. Anstandslos erhielt ich beides, aber zugleich eine Rechnung für etliche «treats» im Betrage von 13 Dollars. Ich reklamierte, was aber der noble Wirt mit Achselzucken beantwortete. Wohl oder übel musste ich zahlen.

Zurück nach Kansas

Dann kaufte ich noch eine Kluft und Schuhe, denn ich wollte anständig bei meinem Onkel in Kansas ankommen. Am Abend ging ich, ohne meinen Kameraden adieu zu sagen, auf den Bahnhof. Während ich auf den Kansas-City-Express wartete, bemerkte ich einen waschechten, älteren Indianer auf dem Perron, der anscheinend auch auf den Zug wartete. Der Rothaut war stolz und würdigte mich keines Blickes. Zufälligerweise kam ich mit ihm in den gleichen Wagen. Ich setzte mich ihm gegenüber, brachte aber kein Wort aus ihm heraus. Doch nach und nach wurde das Eis gebrochen, und er erzählte mir, er komme von Montana und wolle nach Oklahoma zu Verwandten. Am Morgen waren wir schon weit in Kansas drin, und bald musste mein Indianer den Zug wechseln. Noch draussen winkte er mir und rief: «Come down to Oklahoma and see me!»

Von nun an hatte ich Musse, der Vegetation in West-Kansas meine Aufmerksamkeit zu schenken. Sie war spärlich, der Mais vertrocknet, das Gras dürr. Es fehlte an Wasser, an Niederschlägen. Während der Fahrt hatte ich auch Gelegenheit zu beobachten, wie das «train jumping» vor sich geht. Kaum war der Zug aus der Station gefahren, sprangen von der Seite her zwei Burschen gewandt unter einen Wagen. Sofort stoppte der Zug und schon waren sie auf der Prairie draussen. Wieder fuhr der Zug an und wie der Blitz waren die Burschen wieder da und verschwanden unter einem Wagen. Der Zug hielt nicht mehr und sie fuhren, wahrscheinlich in höchst unbequemer Lage, zwei bis drei Stun-

den mit, sehr zum Gaudium der Passagiere. Gegen Mittag waren wir in Mittel-Kansas. Die Vegetation wurde üppiger. Ich sah grosse Maisfelder; hauptsächlich in den Bottoms (Flussniederungen) hatten die Stengel schon grosse Kolben. Die Weizenernte war vorbei. Nach Mittag langte ich in *Junction-City* an, wo ich Wagenwechsel hatte, den ich diesmal nicht verpassen wollte.

In Morganville

Im Verlaufe des Nachmittags kam ich mit einem Zug der Zweigbahn in *Morganville* an. Das Städtchen war nicht gross und noch jung an Jahren. Es gab zwei Bahnhöfe: einen der Union-Pacific und einen der Rock-Island-Bahn. Beide Bahnen laufen hier eine Zeitlang parallel. Neben dem einen Bahnhof standen ein Getreide-Elevator und eine Mühle. Ferner waren da: verschiedene Kaufläden, Schulen, zwei Kirchen, die Post, eine Bank, eine Schmiede sowie zahlreiche Privathäuser.
Es war Samstagabend, und es herrschte ein ziemlich reger Verkehr im Städtchen. Die Farmer machten Einkäufe und holten die Post. Zunächst musste ich feststellen, in welcher Himmelsrichtung mein Onkel wohnte. Ich ging in den ersten Laden, denn Wirtschaften gab's in Kansas keine. Ich fragte, ob man einen Farmer namens *Steffen* kenne. Der Krämer schüttelte den Kopf und wollte keinen solchen kennen. Er sagte aber, auf der andern Seite des Flusses habe es viel German people. «Go West, dort sind Swiss!» An Geld besass ich noch 2 Cents. Dafür kaufte ich dem Krämer zwei Zigarren ab. Übrigens trat ich so sicher auf, als ob ich gut bei Kasse wäre. Ich konnte aber meinen Onkel vor Einbruch der Nacht nicht finden und musste wohl oder übel im Freien übernachten, dazu mit leerem Magen. Das machte mir aber kein Bauchweh, hatte ich doch den ganzen Sommer über in keinem Bett geschlafen und ein oder zwei Mahlzeiten zu überspringen war ich gewöhnt. Später gab es ja auch in Amerika wieder eine Küche, wo man den Magen nach Herzenslust entschädigen konnte.
Nun trat ich flott, mit einer brennenden Zigarre im Munde und leise knurrendem Magen, keinen Cent in der Tasche, den Weg nach Westen an, meinen Onkel zu suchen. Der Tag war heiss, der Weg lang. Und zum Überfluss fand ich keine Fahrgelegenheit. Schliesslich kam ich an eine Brücke. Am andern Ufer des Flusses, mitten im Felde, sah ich ein

Farmhaus, auf das ich zusteuerte. Ich hatte gut kalkuliert. Der Farmer war zwar Amerikaner, stammte aber von Berner Eltern namens Schwab aus Leuzigen. Albert Schwab war gerade im Begriffe, die schöne Farm zu verlassen, um nach dem fernen Oregon zu ziehen. Doch konnte er mir wenigstens sagen, wo mein Onkel wohnte. Ich musste nun laufen und laufen und kam doch nicht ans Ziel. Schliesslich wurde es Nacht. In der Ferne sah ich ein Licht, auf das ich lossteuerte. Endlich kam ich an die Fence eines Farmhauses. Ich rief «Hallo», aber niemand hörte mich. Bei Nacht eintreten durfte ich nicht. Man hatte das Recht, mich niederzuschiessen. Da mein wiederholtes Rufen nicht beachtet wurde, beschloss ich, irgendwo ein Nachtquartier zu suchen. Etwas abseits entdeckte ich eine verlassene Hütte, wahrscheinlich die erste Unterkunft seinerzeit, nun als Wagen-Remise benützt. Ich konnte aber kein geeignetes Lager finden und ging daher zum Farmerhaus zurück. Diesmal hatte ich Glück. Ein junges Mädchen kam heraus, und ich fragte nach meinem Onkel Steffen. Ohne eine Antwort zu geben, verschwand das Mädchen im Haus. Bald kam die Mutter und sagte in geläufigem Hochdeutsch, wahrscheinlich sei der Gesuchte ihr Renter (Lehensmann) und wohne auf der andern Seite des Creek (Bach). Sein Bruder, also auch ein Onkel von mir, arbeite hier, aber wahrscheinlich sei er augenblicklich drüben beim Bruder. Die gütige Farmersfrau zeigte mir den Weg. Halbwegs begegnete mir ein Mann. Ich grüsste, der Mann auch. Schliesslich stand er still und fragte, wer ich sei. Und richtig, es war mein Onkel. Rasch gingen wir über den Bach und fanden die Hütte im Maisfeld. Der andere Onkel war schon im Bett, doch rasch war er auf. Inzwischen hatte die liebe Tante ein frugales Mahl bereitet, dem ich nun gehörig zusprach.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und mein Onkel machte mit mir, per Fuhrwerk, einen Besuch bei einer befreundeten Berner Familie weiter westwärts. Dieser Farmer, namens Kaiser von Leuzigen (Kanton Bern), war schon viele Jahre im Land. Um 1865 war er von der Schweiz nach Ohio ausgewandert. Anfangs 1870 zog er mit andern Bauern nach Kansas und übernahm diese Homestead als Kongressland, d. h. 160 Acres kostenloses Land vom Staat, natürlich im Urzustand. Seine Kinder waren bereits amerikanisiert, sprachen aber noch Berndeutsch. Kolossal einfach war es bei dieser Familie. Nur das Häuschen hatte ein Dach, und eine Scheune gab es nicht, nur einen sogenannten Kansas-Stall für Pferd und Vieh. Die Schweine mussten ihr Obdach unter einem

Haufen Stroh suchen. Wie mir Vater Kaiser erzählte, war es noch nicht lange her, dass sie nicht mehr in einem *«Dugout» (Erdwohnung)* hausten. Jetzt standen schon etliche Bäume ums Haus. Aber das Land war «upland» (Hochland), und es gab viele Missernten. Ferner sagte Vater Kaiser, dass, als er mit Frau und Kindern anfangs 1870 hierher kam, nichts dagewesen sei als das Land, wie es die Indianer verlassen hatten. Weisse Bürger gab es wenig, nur Geometer der Union und nach Kalifornien ziehende Emigranten. Kaiser zog zuerst mit seiner Familie bis Claylenter, der einzigen Ortschaft in der dortigen Gegend. Dann kundschaftete er zu Pferd das Land aus, ging zum Landoffice und entschied sich für diesen Platz. Dann folgte die Familie. Die ersten Nächte kampierte man in den mitgebrachten Wagen. Dann wurde der erste «Dugout» gegraben, und man kroch hinab in das Erdloch, das als Wohnung diente. Später fuhren Vater und Mutter zur Stadt, um die nötigen Einkäufe zu machen. Kaiser glaubte, es wäre ungefähr soweit gewesen wie von Solothurn nach Bern. Die Kinder mussten unterdessen allein in der Erdwohnung bleiben. Spät am Abend kehrte das Ehepaar zurück, hatte aber die Richtung verloren. So und so oft sei man um die Erdwohnung herumgefahren, bis man sie entdeckte.
Wir sahen noch diese ersten Erdwohnungen der Siedler in Kansas. Man grub ein viereckiges Loch so gross wie ein Zimmer. Die ausgehobene Erde und der Grasboden wurden auf der Seite aufgebaut. Mit Stämmchen von kleinen Bäumen wurde eine First gezimmert, und das Dach war fertig. Die Türe befand sich gewöhnlich auf der Südseite, daneben war ein Fenster angebracht. Eine solche Wohnung ragte höchstens zwei Meter über den Boden hinaus. Noch konnte man Vater Kaisers «Dugout» sehen, allerdings in verfallenem Zustand.

Wieder Arbeit als Farmer

Am Montag musste ich mich nach Arbeit umsehen, um etwas zu verdienen. So half ich bei der Dreschmaschine. Im Oktober übernahm ich Maisfelder zum Abernten. Es war Akkordarbeit und ging per Bushel. So kam ich auf 2 bis 3 Dollars pro Tag. Natürlich musste ich von morgens früh bis abends spät dahinter sein. Die Arbeit dauerte bis Weihnachten. Januar und Februar hatte ich keine eigentliche Beschäftigung. Doch konnte ich in dieser Zeit bei einem Farmer arbeiten und so

mein tägliches Brot verdienen. Vom 1. März bis 1. September verdingte ich mich bei einem Farmer für 15 Dollars im Monat, plus Kost und Logis. Sofort ging es ans Pflügen, um Hafer zu säen, etwa 20 Jucharten. Ich hatte drei Pferde nebeneinander an einer sog. Waage, wie ich noch nie gesehen. Das Leitseil nahm ich über die Schultern. Wir besassen noch keine Sämaschine. Der Samen wurde in den Waagenbaum geschüttet, und einer säte von diesem aus, während der andere fuhr. Am Nachmittag eggte ich den Hafer ein. Nachher wurde für Mais gepflügt. Das war eine riesige Arbeit. 40 Acres waren zu pflügen. Das Maisfeld musste exakt bearbeitet werden. Ich fand die Arbeit interessant. Die Sämaschine hatte die Form eines Schlittens und war aus Eisen. Die Kufen waren vorn scharf und konnten so in das gepflügte Erdreich eindringen. Auf jeder Kufe war ein Kasten für den Samen angebracht. Quer über die Kufen und die Kasten lief ein rundes Eisen, das innen mit einer Klappvorrichtung verbunden war. Auf der einen Seite machte das Eisen einen Winkel mit einer Gabelung. Eine Feder musste den Winkel in der gleichen Lage halten. Nun wurde ein Draht über das Feld gespannt. Genau so weit auseinander wie die Kasten gab es Knoten am Draht. Dieser wurde in die Gabelung gelegt, die Pferde angespannt, und das Maissäen konnte losgehen. Sobald ein Knoten des Drahtes in die Gabelung eingriff, riss es den Hebel aus seiner Lage, und im Kasten entstand eine Öffnung, welche 3 bis 4 Samenkörner durchliess. Sobald der Knoten durch war, sprang der Hebel in seine ursprüngliche Lage zurück. Ein neuer Knoten und der gleiche Prozess begann. Wenn der Fahrer gut aufpasste, wurde das Feld genau im Karree angepflanzt. Waren die Pflänzlinge ca. 3 Zoll hoch, kam der «Cultivator» an die Reihe. Dieser hatte 4 Schaufeln oder Hacker, 2 auf der einen und 2 auf der andern Seite. Dank der Karree-Bepflanzung konnte man von Süden nach Norden oder von Westen nach Osten kultivieren. Manch einer kam aus der Schweiz und glaubte, er sei ein guter Farmer. Hatte er aber kein Interesse an Maschinen, so blieb er ein Stümper in Amerika. Kehrpflüge gab es nicht, die Riestern waren fest. Meistens fing man in der Mitte des Feldes an zu pflügen, dann ringsherum. Hatte man so ein Feld zum Pflügen in Angriff genommen, so musste man bei der ersten Furche, die oft einen Kilometer lang war, ein Ziel ins Auge fassen, wenn möglich einen Baum. Ich nahm also drei Pferde, den Pflug fest in die Hände, das Leitseil über die Achsel und musste zwischen dem ersten und zweiten Pferd das Ziel scharf ins Auge fassen. Hatte man einige Routine und

waren die Pferde einigermassen vertraut, konnte man eine schnurgerade Furche ziehen. War das erste Maishacken beendet, so folgte das zweite, diesmal über's Kreuz. Das Maishacken dauerte fast bis zur Weizenernte.

Interessant war der *Verkehr mit der Stadt.* Es wurden viele Tauschgeschäfte gemacht. Eine praktische Einrichtung hatten die Farmer, wenn sie Weizen, Mais oder Vieh zum Verkauf zur Stadt führten. Natürlich waren sie über die Preise orientiert. Alle Montage erhielt der Farmer ein Bulletin aus Kansas-City mit den letzten Preisangaben sämtlicher Produkte. Gewöhnlich gab es auf der Farm zwei ältere Pferde oder Ponies. Am Samstag wurde von der Frau oder den Töchtern eines davon an den Federwagen gespannt, sämtliche Produkte, wie Eier, Butter, Schinken, Hühner usw. für den Markt hergerichtet und im Wagen verstaut. So fuhr man zur Stadt. Alles, was der Farmer benötigte, wurde im Store (Kaufladen) eingetauscht, oft wurde auch ein Scheck auf die Bank ausgestellt. Die meisten Amerikaner hatten ein Bankkonto. Die Schweizer konnten sich mit dieser Neuerung nicht befreunden. Sie wollten Bargeld haben, wie daheim im Bernbiet. Der Bankverkehr hatte natürlich seine Vorteile. Erstens brauchte man das Geld nicht zu hüten und zweitens trug es auf der Bank noch etwas Zinsen ein. Es kam öfter vor, dass in den einsam gelegenen Farmen Geld gestohlen wurde. Den Farmknechten wurde der Lohn mehr und mehr mit Bankanweisungen ausbezahlt. Sozusagen jeder Amerikaner hatte sein Scheckbuch in der Tasche.

Gegen Ende Juni fing der Weizen an zu reifen. Es gab für mich keinen schöneren Tag als der Sonntag, an dem ich nachmittags über Feld ritt, den ungeheuren Weizenfeldern entlang. Wunderbar war der Anblick dieser wogenden Felder, die sich im Kansas-Wind auf und ab bewegten wie die Wellen des Meeres.

Nun war der Weizen reif zum Schnitt. In der Gelbreife wurde der Anfang gemacht. Mit der Mähmaschine, die gleichzeitig Selbstbinder war, wurde der Weizen geschnitten, mit Seilen zusammengebunden und als Garben zur Seite geworfen. Mit einer solchen Maschine kann man täglich 20 Acres mähen. Die Garben werden zu 10 Stück zu sog. «shoks» zusammengestellt. Diese «shoks» werden nach etwa 10 Tagen in die Nähe der Scheune gefahren und im Freien zu Stöcken aufgerichtet. Nach 6 Wochen kommt die Dreschmaschine, die inmitten der Stöcke aufgestellt wird, und das Dreschen kann beginnen. Das Stroh wird

hinten hinaus durch ein Rohr auf einen Haufen geblasen, und während des Winters haben sämtliche Haustiere Zutritt zu diesem Strohstock, so dass er im Frühjahr zum Teil ein Misthaufen geworden ist.
Die ersten Farmer in Kansas waren finanziell meistens nicht stark genug, um Scheunen zu bauen, denn das Holz war rar und teuer. Sie errichteten daher eine Art *«shed» (Schermen)*. Man grub Gabel-Pfosten in den Boden, legte Querstangen und Äste darüber, über das ganze kam der Strohstock, und die erste Unterkunft für das Vieh war fertig. Stets waren diese Unterkünfte nach Süden offen. Die Sache war billig und als Notbehelf brauchbar. Auch ganze Ställe wurden auf diese Weise gebaut. Mein Onkel hatte einen solchen Strohstall, das Wohnhaus war dagegen aus Brettern gezimmert.
Der Weizen wurde meist im Speicher gelagert und dann im Laufe des Jahres – je nach der Marktlage – verkauft. Auf unserer Farm gab es noch keine Windmühle, um Wasser zu pumpen. Wir mussten dieses aus einer Tiefe von 90 Fuss in Eimern heraufziehen. In dem heissen Sommer versiegte einmal der Brunnen. Glücklicherweise gab es draussen auf der Weide noch Wasser, das man von Hand heraufpumpte. Es war aber zuwenig. Wir waren gezwungen, das Vieh eine Meile weit hinauszutreiben, um es an einem Bach zu tränken. Leider gab es keine andere Lösung, als den Brunnen auszuputzen. Aber wer sollte hinunter? Die Frau liess ihren Mann nicht hinabsteigen, denn die Mauer des Schachtes war sehr primitiv gemacht. Der Brunnen war vom ersten Ansiedler gegraben worden, der die Farm seinerzeit als «Homestead» übernommen hatte. Ihm standen beim Bau keine technischen Hilfsmittel zur Verfügung. Am nächsten Hügel grub er die Steine, schlug sie klein, mauerte damit den Brunnenschacht aus, hing einen Zieheimer darüber, und fertig war das Werk. Damals war die nächste Bahnstation Junction-City, 30 Meilen südlich. Alles, was man nicht selber machen konnte und doch zum Leben nötig hatte, musste man dort kaufen. Das war anfangs 1870. Gerne hörte ich diese ersten Ansiedler erzählen, wie sie mit ihren Prairie-Wagen hier ankamen, um den jungfräulichen Boden zu bebauen.

Das Entstehen einer Schweizer-Kolonie

Nun will ich aber berichten, wie eigentlich diese Schweizer-Kolonie entstanden ist. Ein Berner, namens *Schwab,* kam im Jahre 1869 von

Missouri nach Kansas. Bis Kansas-City nahm er das Missouri-Dampfschiff. Seine Familie liess er vorläufig zurück. Damals gab es kein anderes Beförderungsmittel, um von Kansas-City nach Westen zu gelangen, als Pferde- und Ochsengespann. Die Bahn von Kansas-City nach Denver war zu dieser Zeit gerade im Bau. Man kann sich vorstellen, welch heikles Unternehmen es war, auf diese Art in einem unbevölkerten Lande zu reisen. Trotzdem wurde es unternommen. Natürlich wurde die Werbetrommel kräftig gerührt, um Ansiedler anzulocken. Schwab fuhr auf dem Kansas River bis zur Einmündung des Republican River, dann diesen hinauf bis dahin, wo jetzt Morganville steht. Das Land gefiel ihm gut. So nahm er eine «Homestead». Obschon er ein hölzernes Bein hatte, ritt Schwab bei strenger Winterkälte zurück bis Kansas-City, ca. 135 Meilen. Auf diesem Ritt hat er viel durchgemacht. Im Frühjahr kam er mit Frau und Kind und schlug ein Zelt auf am Flussufer. Sofort begann er, die Prairie zu «brechen»; «struchen», wie man im Bernbiet sagt. Später wurde gepflügt für Mais und Hafer. Frau Schwab legte einen Garten an, um möglichst bald Gemüse zu bekommen. Pferde und Vieh kampierten einstweilen im Freien, bis nachher eine primitive Unterkunft für sie geschaffen wurde.

Nach dem Anpflanzen fuhr Schwab nach Junction-City, um Bretter zum Bau eines Häuschens zu holen. Dieses kleine Haus sah ich noch. Es war sehr nüchtern und primitiv! Als später ein neues Haus gebaut wurde, diente das alte als Gerümpelkammer. Schwab war auch einer der ersten, der eine Scheune baute. Einmal, als er in Junction-City in einer Bäckerei Brot kaufte, kam ein Mann herein, um ebenfalls solches zu kaufen. Draussen stand der Prairie-Wagen mit Frau und Kindern. Schwab fragte, wohin? Und da stellte sich heraus, dass er einen biederen Aargauer von Effingen vor sich hatte. Sofort entspann sich ein Gespräch in urchigem Schweizerdeutsch. Schwab lud Schaffner – so hiess der Aargauer – ein, ins Clay County hinauf zu kommen. Schaffner siedelte sich dann auch in seiner Nähe an. Im Laufe der siebziger und achtziger Jahre siedelten sich noch weitere Schweizer Familien in der Gegend an. Ihre Namen waren: Schwab, Affolter, Wyss, Schneider, Steffen, Rüegg, Zurlinden, Kaiser und Schorer. Daneben kamen auch deutsche Familien, Schweden und französische Kanadier ins Land.

Bald gab es so viele deutschsprechenden Familien, dass sie eine Kirchgemeinde bilden konnten. Es war dies um 1880. Natürlich mischte sich dort Vater Staat nicht ein wie im Bernbiet. In der ersten Versammlung, die

zur Gründung einer Kirchgemeinde einberufen wurde und an der auch Frauen teilnahmen, ging es recht komisch zu. Als der alte Schwab, als erster Ansiedler, in urchigem Berndeutsch vermischt mit englischen Brocken sprach, konnten ihn die anwesenden Deutschen nicht verstehen und riefen: «You better speak english!» Natürlich war es für diesen alten Mann schwer, sich hochdeutsch auszudrücken. Die Kirchgemeinde kam zustande und man schloss sich der Presbyterianer-Gemeinde an. Eine solche Kirchgemeinde muss man sich nicht etwa vorstellen wie in der Schweiz. Vorerst zeichneten die Gemeinde-Mitglieder Aktien, um eine Kapelle zu bauen. Ein Prediger wurde installiert, namens Schorer von Wangen an der Aare. Dieser hatte im Missionshaus zu Basel seine Studien gemacht. Er hatte eine grosse Familie, doch konnte man ihm nicht ein Gehalt geben, dass er davon hätte leben können. Er erwarb sich daher in der Nähe eine Farm. Bald zog er sich jedoch vom Amt zurück, und ein deutscher Prediger, mit Namen Lippe, wurde eingestellt. Vormittags hielt er deutsche, nachmittags englische Predigt.
Oft ging ich zu einer Familie Jakob Schwab. Sie war anfangs der achtziger Jahre von Arch aus dem Kanton Bern hierhergekommen. Schwab hatte in der Schweiz eine Mühle betrieben. Sein Vater erzählte mir, wie schwer ihm gewesen sei, als er mit seiner grossen Familie auf diesem Land stand, weit und breit nichts als Prairie, nur ganz entfernt am Bach ein kleines Gehölz. Mit Hilfe von Nachbarn grub er sich einen «Dugout». Es gab damals noch keine Brücke nach Morganville, man musste durch den Fluss ans andere Ufer. Anstelle der Betten wurden Pfosten in den Boden geschlagen, Stämmchen quer darüber angebracht, Äste, Laub und die Wolldecken, die man aus der Schweiz mitgebracht hatte, darauf gelegt und das Familienbett war fertig. So sah die erste Behausung dieser Bernerfamilie aus. Erst später wurde ein kleines Wohnhaus gebaut. Scheune hatte sie noch keine. In der Folge wurden Bäume angepflanzt, vorher aber noch der Brunnen gegraben, allerdings ohne Windmühle, die das Wasser heraufgepumpt hätte. Diese Familie Schwab habe ich nie vergessen. Immer war ich dort ein gerngesehener Gast. Wie oft hat mir Mutter Schwab – und ohne Berechnung – meine Kleider geflickt, ja sogar Hemden genäht.
Nun muss ich aber wieder zurückkehren zu unserem ausgetrockneten Brunnen und dessen Reinigung, denn die Wassermisere wurde immer peinlicher. Der Farmer hatte die feste Überzeugung, dass es nach der Reinigung auch wieder Wasser gebe. Schlussendlich erklärte ich mich

bereit, für 5 Dollars hinunterzusteigen, was sofort angenommen wurde. Zunächst holte ich ein neues Seil. Alle Vorsichtsmassnahmen wurden getroffen. Nach Genuss einer Flasche Wein wurde ich hinuntergelassen. Es war natürlich ein gefährliches Unternehmen; aber nach der Reinigung hatten wir wieder Wasser.

Ich verdingte mich nie für ein ganzes Jahr. Das widersprach meinem demokratischen Wesen. Ich wollte möglichst frei sein. Dafür verrichtete ich öfters Akkordarbeit.
Gelegentlich hatte ich schon von den schrecklichen Stürmen, die über die Prairie dahinbrausten, den Cyclones, gehört. Es war an einem schwülen Sommernachmittag. Im Nordwesten stieg verdächtiges Gewölk auf, das eine ganz ungewöhnliche Färbung zeigte. Der Wind fing an zu pfeifen. Jedermann, vor allem die Tiere merkten, dass etwas Aussergewöhnliches im Anzug war. Das Pfeifen des Windes wurde immer stärker und ging geradezu in ein Heulen über. Die Hausbewohner stiegen in den Keller. Ich entschloss mich, oben zu bleiben, um mir das noch nie erlebte Natur-Schauspiel anzusehen, komme, was da wolle. Ich hielt mich an einem Verandapfosten fest. Es ist unbeschreiblich, wie der Sturm tobte. Alles auf dem Platz vor der Farm, das nicht niet- und nagelfest war, flog nur so in der Luft herum. Doch dauerte der Sturm nicht länger als 5 Minuten. Er richtete viel Unheil an, aber nicht in unserer Gegend.
Als im Sommer einmal keine dringende Arbeit vorlag, hörten wir, dass es auf der andern Seite des Flusses wilde Reben gebe, die voller Trauben hingen. Am nächsten Morgen rückten Mann und Frau, noch eine Frau und ich mit Ross und Wagen aus. Es wurden die nötigen Zuber aufgeladen und Proviant für Mensch und Tier mitgenommen. Am Fluss angelangt, kundschaftete ich die seichtesten Stellen aus. Aber o weh! Als wir uns in der Mitte des Flusses befanden, fing der Wagen an zu schwimmen und drohte umzukippen. Die Pferde schnauften, die Frauen schrien. Wohl oder übel sprangen wir Männer ins Wasser, um das Vehikel zu stützen und die Frauen vor einem unfreiwilligen Bad zu bewahren. Bekanntlich werden die «Ladies» in Amerika sehr umsorgt. Das Wasser reichte uns bis zur Brust. Nach einiger Anstrengung erreichten wir das jenseitige Ufer, und die reichliche Ernte konnte beginnen. Spät abends kamen wir mit vollen Zubern heim. Das «Weinmachen» geschah auf äusserst primitive Weise. Es stand uns keine Presse zur Verfügung. Wir

zerdrückten die Beeren mit den Händen und liessen den Brei durch ein dickes Tuch passieren. Dann wurde der Saft in ein Fass gefüllt, etwas Wasser und genügend Zucker dazu getan, und die Gärung konnte beginnen. Guten Wein gab es nicht. Die Amerikaner machen denn auch nur wenig Gebrauch von diesen wilden Trauben.

Nun will ich noch von einer «Hochzeit mit Hindernissen» berichten. Ein Freund von mir, ein Berner namens Ferdinand Schwab, hatte eine Liebschaft mit einer Amerikanerin. Leider stiess er bei seiner angehenden Schwiegermutter auf erbitterten Widerstand. Schwab konnte sein Mädchen nur im geheimen besuchen. Spät an einem Märzabend fragte er mich, ob ich gewillt sei, am Morgen früh mit ihm nach Morganville zu reiten. Ich fragte, warum; doch er erwiderte nur: «Frag nicht!» Schon um 4 Uhr sattelte ich die Ponies. Natürlich dachte ich mir, dass da etwas Besonderes im Tun sei. Bald erschien mein Freund, sonntäglich aufgeputzt. Schweigend bestiegen wir die Ponies, um sofort in scharfem Trab in die Nacht hinauszureiten. So ritten wir in forschem Tempo und ohne ein Wort zu sagen über die weite Ebene. Die Sterne funkelten, und die Morgenluft war kühl. Vor dem einzigen Hotel des Städtchens machten wir Halt, die Ponies wurden angebunden, ein warmes Zimmer nahm uns auf. Schwab war aufgeregt und hielt nervös Umschau. Er sagte zu mir: «Well, Fred, hier ist ein Dollar. Wenn ich fort bin, nimm die Ponies und gehe heim.» Plötzlich tauchte ein «Buggy» (amerikanisches Fuhrwerk) auf. Eine vermummte Frauengestalt entstieg demselben und verschwand im Hotel. Auch das Fuhrwerk verschwand im Dunkel der Nacht. Die ganze Geschichte war höchst geheimnisvoll. Doch plötzlich gab's wieder Bewegung. Mein Ferdinand stieg mit der vermummten Frauengestalt rasch in ein neu aufgetauchtes Fuhrwerk. Die Frau warf mir einen flüchtigen Blick zu, und ich erkannte in ihr May Miller, seine Braut. Schnell ging's dem Bahnhof zu und ich mit den Ponies auf und davon. Der erste Zug nach Norden stand schon da. Unser Liebespaar verschwand in einem Wagen und fuhr hinüber nach Nebraska, wo gemütlich Hochzeit gefeiert wurde. Später gab's im Hause der Schwiegereltern dann Versöhnung, zu der auch ich geladen wurde.
Bekanntlich ist der Staat Kansas seit 1880 trocken (alkoholfrei). Saloons gab es nicht. Zwar konnte man von Kansas-City oder St. Joseph Bier kommen lassen, was aber höchst umständlich war. So unterliess man es und begnügte sich mit dem, was da war. Guter Wein war uns gänzlich

unbekannt. Die Jugend wuchs in Kansas auf, ohne das Bedürfnis zu kennen, Alkohol zu trinken. In unserem Hauptort *Clay Center* gab es eine verbotene Kneipe, die von einem Deutschen geführt wurde. Mantel hiess er. Vielen Deutschen und Schweizern war dieses Lokal bekannt, und es wurde von ihnen häufig besucht. Eines Tages ging auch ich in diese Winkelkneipe, aber das Getränk war teuer und nicht gut. Einmal würde die Mantel'sche Wirtschaft ein jähes Ende nehmen, das war gewiss. Mantel wurde schon einmal verwarnt und musste eine gesalzene Busse bezahlen.

Jedes Jahr, gewöhnlich im September, war in Clay Center eine Art Messe. Die Farmer brachten ihre schönsten Erzeugnisse dorthin und erhielten Preise. An diesem Tag ging es immer hoch her.

Meine Fertigkeit in praktischen Arbeiten kam mir in diesem Lande sehr zustatten. Man kann fast sagen, man musste alles können. Zwischen der Landarbeit musste ich bald einmal einen Fence (Zaun) flicken oder errichten, sogar ein Haus musste ich untermauern und an einem Ökonomiegebäude einen Anbau machen. Auch als Maler musste ich mich öfters betätigen. Selten wurde man gefragt: Kannst Du das? Die schlimmste Zeit für uns Farmarbeiter war stets der Winter, weil es sozusagen keine Waldarbeit gab. War die Maisernte im Herbst nicht gerade überwältigend ausgefallen, stand wenig Arbeit in Aussicht.

Ich beschloss, im Winter in die *Schule* zu gehen, um die englische Sprache gründlich zu erlernen. Ich war nun 19 Jahre alt. In Kansas kann jedermann indogermanischer Abstammung bis zum 20. Altersjahr die Primarschule unentgeltlich besuchen. Dies benützte ich, zahlte einem Farmer 9 Dollars pro Monat für Kost und Logis und setzte mich entschlossen auf die Schulbank. Die Lehrerin gab mir aber nur Sprachunterricht.

Vom 1. März an arbeitete ich dann auf einer der grössten Farmen. Bis die 40 Acres Hafer und die 120 Acres Mais angepflanzt waren, gab es ein gutes Stück Arbeit. Der Farmer, mein Meister, war Pächter beim alten Schwab, dem ersten Ansiedler in der Gegend. Dieser Pächter war ursprünglich Fabrikarbeiter in Pennsylvanien gewesen, verstand von der Farmerei herzlich wenig und seine Frau noch weniger. Ich hatte drei temperamentvolle Pferde. Die Arbeit ging rasch vonstatten. Mit Sonnenaufgang war Tagwache, dann Pferde füttern und striegeln, um 6 Uhr ausrücken. Mit Sonnenuntergang war das Tagwerk vollendet. Was ich da für eine Arbeit leistete, ist undenkbar. Allerdings, etwas eintönig war

das Leben. Aber wenn man dazu sieht, kann man Geld machen; besonders wenn man selber «farmt».
Es bleibt mir noch übrig, einen Todesfall zu erwähnen. In nächster Nähe wohnte die allgemein beliebte Bernerfamilie *Affolter*. Die Mutter war sehr krank. Nachbarsfrauen pflegten sie, aber sie war nicht mehr zu retten. Die ganze Familie, Vater, zwei Söhne und drei Töchter, waren in tiefer Trauer, so dass Söhne und Töchter aus der Nachbarschaft die Arbeit für sie machten. Ein Nachbar und ich schaufelten bei der Kirche das Grab. Auch musste ich in weitem Umkreis die Leute zum Begräbnis einladen. In der Kirche hielt Prediger Schorer die Abdankungsrede.
Als ich an einem Sommerabend zum Abendessen gehen wollte, fragte ein Farmer, der soeben angefahren kam, meinen Meister etwas. Dieser winkte mir, ich solle kommen und dolmetschen. Der Fremde hiess Weiss, konnte kaum Englisch, sprach aber einen solchen Elsässer-Dialekt, dass ich ihn nur mit grosser Mühe verstand. Plötzlich fing die Frau von Weiss, die auf dem Wagen sass, an, auf Berndeutsch zu reden. Beiläufig fragte sie mich, wo ich her sei aus dem Kanton Bern. Als ich antwortete, von Wynigen, errötete sie und sagte erregt: «Vo Wynige, vo Wynige!» Natürlich wollte sie meinen Namen wissen und erzählte darauf, dass sie als Mädchen bei meinem Vater manches Brot geholt habe. Sie sei zu Pfarrer Güder in die Unterweisung gegangen und sei eine geborene *Iseli* von Rüedisbach bei Wynigen. Ich sagte ihr, dass ich mich gut daran erinnere, als die Familie Iseli 1881 nach Amerika auswanderte. Damals war sie noch ein Schulmädchen, heute ein tüchtige Farmersfrau. Ich damals ein 11jähriger Schulbub, heute ein 20jähriger Farmarbeiter. Frau Weiss-Iseli lud mich herzlich ein, sie einmal zu besuchen. Ich sagte, dieses Frühjahr hätte ich schon Zeit, an meine Stelle würde so lange ein Schulkamerad von mir treten. Ich freute mich sehr auf den Besuch.
Ich war gerade daran, Weizen nach Morganville zu führen, da sah ich zufällig, wie Dr. Maxner (der einzige Mann, der dort deutsch sprach) mit einem jungen Burschen das Trottoir hinabging. Sofort erkannte ich in diesem meinen Freund, Fritz *Gerber*. Er weinte vor Freude, als wir uns begrüssten.
Die Amerikaner und Amerikanerinnen, die im Lande aufwuchsen und auch hier die Schulen besuchten, hatten grösstenteils keine Ahnung, wie es ausserhalb Amerikas aussah. Eine Tochter, die noch meinte, was für eine Leuchte sie sei, sagte einmal zu mir: «You got a king over there?»

Billige Ländereien in Amerika.

Kansas ist in mancher Beziehung einer der besten Staaten der Union, weil er einen gemäßigten Himmelsstrich aufweist und eine große Menge Kulturgewächse in bunter Mannigfaltigkeit hervorzubringen im Stande ist. Für **Viehzucht** und **Milchwirthschaft** ist dieser Staat vorzüglich geeignet, weil an nahrhafter Weide und Wasser kein Mangel ist, namentlich gilt dieß vom **nördlichen Theil**, der nebstdem den fruchtbarsten Boden darbietet. Für Butter und Käse ist in den rasch sich besiedelnden Bergwerks-Regionen von Colorado stets ein guter Absatz vorhanden.

Ueber dieses reiche Land hat die **Union Pacific Eisenbahngesellschaft**, welche über billige und gute Farmländereien in Menge verfügt, eine Broschüre herausgeben lassen, die **kostenfrei** bezogen werden kann von

Andreas Zwilchenbart,
Centralbahnplatz, Basel.

S. J. Gilmore, 709
Land-Kommissär in **Kansas City**, Missouri (Ver. Staaten).

Bereits in der Schweiz wurden günstige Ländereien in Kansas empfohlen (Inserat von 1882).

(Haben Sie einen König dort drüben?). Das war ihre ganze Weisheit! Einmal musste ich den Doktor in der Stadt holen. Die Doktorsfrau sagte mir, dass er bald kommen werde, er melke noch die Kuh!

Gelegentlich gingen wir im Winter auf die Jagd. Die Hasen sind kleiner als in der Schweiz und nicht viel wert. Die Prairie-Hühner sind wertvoller, aber schwer zu jagen. Auch auf Prairie-Wölfe und -Füchse hatten wir es abgesehen. Wenn man die Ohren eines Wolfes ins Courthouse brachte, erhielt man drei Dollars Abschussprämie. Die Wölfe waren im Winter Kälbern, Schafen und Lämmern sehr aufsässig. Jagd und Fischfang waren frei. Am Abend legte ich die Angelrute am Flussufer aus, und am Morgen hatte ich meistens Beute. Interessant war der Flug der Schneegänse. Sie flogen immer im Dreieck, der Führer an der Spitze. Im Frühjahr ging der Flug nach Norden, im Herbst nach Süden. In den zahlreichen Hecken rings um die Farmen konnte man nachts Stinkkatzen beobachten. Sie waren wertvoll im Fell, aber schwer zu jagen.

Auf unserer Farm bekamen zwei Füllen den «Stämper» (Strängling) und krepierten. Ich schleifte die Kadaver in eine entfernte Ecke der Farm und überliess sie ihrem Schicksal. Die Aasgeier taten ihre Arbeit. Niemand dachte daran, sie zu verlochen.

Gelegentlich befasste ich mich auch mit amerikanischer Politik. Wir jungen Schweizer akklimatisierten uns bald. Die freie, unabhängige Art der amerikanischen Politik imponierte mir sehr, waren wir doch schon zuhause darin erzogen, wie wohl keine andere Nation. Ich habe bemerkt, dass Berner, die etwa im 30. bis 40. Lebensjahr ins Land kamen, sich in keiner Weise mehr anpassten und die Landessprache nicht mehr erlernten. Gute Amerikaner wurden sie nicht mehr.
Nun war ich schon vier Jahre Arbeiter und Knecht in Amerika gewesen. Schliesslich kam ich auf den Gedanken, mich *selbständig* zu machen. Zunächst musste ich allerdings Pächter werden. Ich wusste, dass der alte Schwab mit seinem Pächter nicht zufrieden war. Schwab war ein alter, wunderlicher Kauz und sah gern, wenn man arbeitete wie ein Tiger. Ich entschloss mich, mich um diese Farm zu bewerben. Ich war nun 21 Jahre alt und dem besten amerikanischen Arbeiter ebenbürtig. Der Eigentümer der Farm, auf der ich arbeitete, hatte sich im Städtchen geäussert, wenn sein Pächter nicht einen solchen Knecht gehabt hätte, so hätte er niemals diese Ernte gemacht. Ich konnte auch ungefähr ausrechnen, was für einen Profit dieser Pächter gemacht hatte. Mehr verdient hätte er noch, wenn er die Schweinezucht verstanden hätte. Der Eigentümer der Farm war ursprünglich Berner, war aber schon lange im Lande. Er sprach Englisch mit Berndeutsch vermischt. Man musste ganz gut aufpassen, um ihn zu verstehen. Item. Eines Tages fragte ich Schwab, ob es stimme, dass er seine Farm weiterverpachten wolle. Nach seiner bejahenden Antwort erklärte ich: «Ich werde die Farm in Pacht nehmen». Darauf Schwab: «Allright, Du bist mir recht. Kannst Du mir Security leisten?». Ich antwortete: «Yes, meine Arme und mein Kopf». Und tatsächlich wurden wir einig. Aber Schwab machte mir eine fatale Bedingung: Mit mir müsse eine Frau einziehen. Es sei immer freundlicher um das Farmhaus, wenn eine Frau da sei. Das wollte ich mir doch noch überlegen. Aber es kam nicht zum Heiraten. Somit kam auch mein Pachtvertrag nicht zustande.
Später hörte ich in der Stadt, dass Schwab seine schöne Farm mit 800 Acres verkaufen wolle, und zwar für 7000 Dollars. 200 Acres Weizen und 80 Acres Weideland waren dabei; ferner zwei reizende Farmhäuser, eine Scheune, eine Lastwaage, eine schöne «Hoschtert», etwas Reben, eine komplette Wasserversorgung mit Windmühle und gute, prima Fencen. Dazu waren es nur vier Meilen zur Stadt und zum Bahnhof.

In Wynigen um die Jahrhundertwende.

Rückreise in die Schweiz

Im Spätherbst 1891 – die Maisernte war nicht gross und es stand wenig Arbeit in Aussicht – reiste ich nach der Schweiz zurück. Ich wollte meinen Vater veranlassen, alles zu verkaufen und diese Farm zu erwerben. Ich selber war nicht finanzkräftig genug.

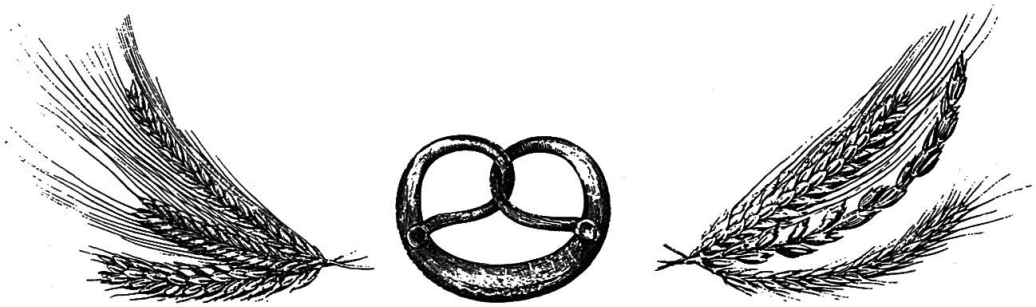
Meinem Vater wollte aber eine Auswanderung nicht gefallen, und bald darauf starb er. Nun gab es für mich vorderhand keine andere Wahl, als meiner Mutter bei der Weiterführung des väterlichen Geschäftes zu helfen.

Aber noch heute, nach Jahrzehnten, pflege ich regen Verkehr mit meinen Freunden von drüben. Des öftern habe ich schon «amerikanische Visite» erhalten. Das waren stets schöne Tage. Immer und immer wieder laden sie mich ein, sie zu besuchen. Wird es wohl je dazu kommen, bevor ich zur grossen Armee abberufen werde?

Und heute noch, wenn vom fernen Westen die Rede ist, wallt mein Blut auf wie ehedem.

Fritz Steffen

(Anmerkung: Von der Schriftleitung leicht überarbeitet und mit Zwischentiteln versehen.)



Anhang

Etwas vom Auswandern

Was sagte der Ried-Hans, als sie ihn vom Auswandern abhalten wollten? «Machet zersch, dass es eim hie besser geit weder so; i ha mi lang gnue glitte; jitz ga-n-i, u we d'r Bundesrath m'r uf de Chneue-n-ahielt, i söll warte!» Das ist auch eine Meinung und jedenfalls die Meinung vieler unserer Auswanderer. Die Heimat ist ihnen gründlich verleidet. Fort aus dem schweizerischen Elend, hinüber in's amerikanische Glück! heisst kurzweg ihre Losung, ohne dass sie untersuchen, wie es sich in Wahrheit mit dem Elend hier und dem Glück drüben verhält.

Das schweizerische Elend und das amerikanische Glück... Der «Hinkende Bote» hat auch seine Meinung über beides und hält es für seine Pflicht, sie offen herauszusagen. Es ist wahr, wir haben in unserem Vaterlande viel trauriges Elend, viel bodenböse Verhältnisse, viel grundfaule Zustände. Soll ich Alles aufzählen, was landauf, landab zu Klagen Anlass giebt? Es würde den Kalender bis hintenaus füllen. Was der Eine nicht weiss, darüber begehrt der Andere auf, und nicht nur die einzelnen Bürger sind klagbar, sondern ganze Klassen der Bevölkerung machen in Unzufriedenheit, besonders die Kleinbauern, die Handwerker und Arbeiter. Da sind die vielen Missjahre, keine rechte Ernte mehr, wenig und kranke Erdäpfel, Hagelschlag, Wasserverheerung, schwere Verschuldung des Grundbesitzes; – da ist Verdienstlosigkeit, Geschäftsstockung, in jeder Ecke unerträgliche Konkurrenz – die Steuern und Zinse aber stocken nicht, die müssen gleichwohl bezahlt werden, und was für Steuern und Zinse! immer mehr und höhere Abgaben an Gemeinde und Staat, Wucherzinse, die das Blut unter den Fingernägeln hervorpressen – kurz, es ist nicht mehr zum Aushalten!

Aber dieses Elend ist lang nicht für Alle, welche davon betroffen sind, ein unverschuldetes Elend. So weit das Sprüchwort wahr ist, dass Jeder seines Glückes Schmied sei, so müssen sich auch Viele selber bei der Nase nehmen, wenn es ihnen schlecht geht. Für Hunderte und Tausende blüht hier in der Schweiz kein Glück mehr, weil sie sich das Glück auf irgend eine Weise selbst verpfuscht und zerstört haben. «Ein grosser Theil des Volkes fühlt sich unbehaglich und ist mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden,» schreibt ein bernischer Regierungsstatthalter, «aber dazu tragen nicht nur Missernten und Stockung von Handel und Wandel bei. Die Hauptursache liegt vielmehr darin, dass bei Hoch und Niedrig Einfachheit und anstrengende Arbeit stets seltener wird, dass sich überhaupt bald Niemand mehr nach der Decke strecken will und in Folge dessen in missliche, aber meistens selbstverschuldete Verhältnisse geräth.» So ist's, und darum giebt der «Hinkende Bote» nicht viel auf das Geschrei, es sei in der Schweiz kein Glück und Auskommen mehr. Allerdings müssen gegenüber den Missständen im Lande kräftige Massregeln ergriffen werden, namentlich gegen den Wucher, das Bürgen und Würgen u. s. w.; aber noch besser wär's, wenn die Leute genügsamer würden und nicht so schnell bereit wären, dem Vaterlande den Bündel hinzuwerfen.

Aber das *amerikanische Glück!* Potz tausend, da ist doch meine hiesige Lage nur ein Elend dagegen! wirst du sagen und kommst zum Beweise dafür mit den Briefen, die du und Andere von Verwandten und Bekannten in Amerika erhalten. Was die rühmen! Gut, ich will es gerne glauben, dass sie es drüben weit besser haben als seiner Zeit hier; aber nur nicht annehmen, es machen alle Auswanderer jenseits des grossen Baches ihr Glück und in Amerika werde man ganz von selber reich. Es geht da fast wie bei der Quacksalberei. Gelingt so einem Wunderdoktor eine Kur, flugs geht das Gerücht davon durch's ganze

Land; aber die vielen Fälle, wo das Doktern nichts hilft oder eher noch schadet, werden säuberlich verschwiegen. Wenn noch so viele Briefe aus Amerika kommen und ein Wesen davon machen, wie es dort gut gehe und man solle doch auch kommen, so beweist das noch lange nicht Alles. Diejenigen, welchen es schlecht geht, schreiben eben nicht, weil sie sich schämen; aber wenn eine Brücke über's Meer wäre, sagte mir letzthin Einer, der lange Jahre in Amerika gewesen, so könnten die Europamüden nicht hinüber vor den vielen zurückdrängenden Amerikamüden.

Es ist wahr, man hat in Amerika in mancher Beziehung viel mehr Spielraum und bessere Gelegenheit, auf einen grünen Zweig zu kommen, als hier; es sind dort noch nicht so viele Leute, dass man sich gegenseitig die Haut abreibt. Auf der andern Seite darfst du es aber nicht ausser Acht lassen, dass Viele in Amerika nicht sowohl wegen der dortigen günstigeren Verhältnisse besser fahren als hier, sondern weil sie selber sich drüben besser stellen als hier. Amerika ist für gar Viele eine ausgezeichnete Zwangsarbeits- und Besserungsanstalt. Schon Mancher ist drüben zum Geständniss gekommen: Wenn ich daheim so hätte arbeiten wollen, wie ich hier jetzt arbeite, so hätte ich daheim mein gutes Auskommen auch gefunden. Ich las kürzlich über dieses Kapitel folgende sehr richtige Bemerkungen: «Wenn die Vielen, die in Amerika zu harter, oft ungewohnter und niedriger Arbeit, zu höchster Einfachheit in Nahrung und Kleidung und seltener Sparsamkeit, ja zu Mangel sich bequemen müssen, es sich in gleicher Weise im Heimatlande so gefallen liessen, sie brauchten nicht auszuwandern... Wenn es Vielen gelingt, sich in Amerika eine Existenz zu verschaffen, so ist diess jedenfalls zum guten Theil dem Umstande zuzuschreiben, dass sie erstens wissen, dass keine Spendkommission und kein Notharmenetat hinter ihnen steht, dass sie somit auf sich selbst angewiesen sind und Hand an's Werk legen müssen, und zweitens, dass sie nicht so viel Gelegenheit haben, Geld auszugeben, wie hier zu Lande, also gezwungen haushälterisch sind.» Ja, weil Viele die Mahnung: Hilf dir selbst! in Amerika besser befolgen, als in der Schweiz, so hilft ihnen auch Gott drüben besser als hier. Man darf also nicht schlechthin von schweizerischem Unglück und amerikanischem Glück reden. Das Glück ist ja nicht an ein Land gebunden, das Glück ist in uns selber und über uns.

Jedenfalls sollt ihr es reiflich überlegen, bevor ihr euch zur Auswanderung entschliesset. Bedenket dabei, dass die Heimat nicht nur ihre Schattenseite, sondern auch ihre Sonnseite hat. Hast du Familie, so musst du erst recht vorsichtig sein, denn in diesem Falle ist deine Verantwortlichkeit erst recht gross. Lass dich nicht durch die Auswanderungsagenten, die allenthalben wie Schwämme aus dem Boden schiessen, beschwatzen! Nur nicht leichtfertig und planlos in's Blaue hinein auswandern. Eine Heimat ist bald aufgegeben, aber nur langsam wieder gewonnen. Hast du in Amerika Verwandte oder Bekannte, so reise zuerst zu ihnen; von dort aus kannst du immer weiter schauen, wenn du dich erst an die neue Welt gewöhnt hast.

Ein erfahrener Amerikareisender giebt den Auswanderern folgende praktische Weisungen:

1. Erst besinn's, dann beginn's! Vorgethan und nachbedacht, hat Manchem schon gross Leid gebracht.
2. Nimm möglichst wenig Gepäck mit.
3. Trage nur so viel baares Geld bei dir, als du unumgänglich nöthig hast. Für das Übrige kaufe bei einem soliden Bankhaus einen Wechsel auf New-York.
4. Halte dich bei der Abreise und auf dem Schiffe nüchtern, ganz besonders aber beim Betreten des neuen Welttheils, damit dich die Haifische nicht erwischen.
5. Traue nicht jedem, der dir freundlich naht; sei aber auch nicht ohne Grund misstrauisch.

6. Wenn du dich wegen der Seereise fürchtest, so bleibe lieber daheim, denn du bist nicht muthig genug, die grösseren Gefahren und Strapazen zu bestehen, die auf dem Lande deiner warten.
7. Halte dich nicht länger, als nöthig ist, in New-York auf. Befolge die Räthe, welche dir die Beamten in Castle Garden (dem Landungshafen) geben.
8. Warte nicht auf eine feine Anstellung, lass den Hochmuth daheim, und wenn du nicht sofort findest, was deinem Sinn zusagt, so nimm eine Schaufel, einen Stosskarren oder eine Mistgabel in die Hand, hilf Ziegel brennen, Pflaster tragen, Holz spalten, u. s. w., Diese Mahnung gilt am eindringlichsten für Commis, Beamte, Angestellte, Herrensöhnchen und andere verwöhnte Leute.
9. Schäme dich nicht zu lernen, denn du hast es nöthig, wenn du vorwärts kommen willst.
10. Wenn du Farmer werden willst, so arbeite zuerst ein Jahr lang als Knecht, damit du die amerikanischen Verhältnisse kennen lernst.
11. Kaufe kein ausgesogenes Land von einem Amerikaner, der auf demselben die Raubwirthschaft betrieben hat. Siehe dich auch vor, dass du nicht in Überschwemmungsgebieten oder in Sumpfgegenden deine Hütte bauest.
12. Wenn du Land kaufen willst, so kaufe es dem rechtmässigen Eigenthümer ab, damit du nicht nach Jahr und Tag von deinem Gute weggejagt wirst. Lass deinen Kaufbrief durch einen sachkundigen Mann prüfen, bevor du Zahlung leistest.
13. Wenn du es auf einen grünen Zweig bringen und von den Amerikanern nicht verachtet sein willst, so lass das Trinken und wüste Treiben sein.
14. Wenn du in Amerika so gedankenlos und liederlich arbeitest, wie es hier so Viele thun, so bist du weit schlimmer daran als in der alten Heimat. Wenn du es nicht ein paar Jahre ohne Trinkgelage, Schützenfest und allerlei Bummeltage aushalten kannst, so taugst du dort nichts.
15. Wenn du ein arbeitsfähiges wackeres Fraueli nach Amerika mitbringst, so bist du besser daran, als wenn du drüben eine verwöhnte emanzipierte Amerikanerin heirathest.
16. Vergiss die alte Heimat nie. Wenn es dir nicht besser gegangen ist, so trägst du auch Schuld daran.

«Diese Gebote,» schreibt Einer aus Amerika, «möchte ich Jedem warm an's Herz legen. Wenn er dieselben gut überlegt und sie ernstlich befolgt, so kann es ihm in diesem Lande nicht schlecht gehen, obschon er sich noch auf manches Widerwärtige gefasst machen muss. Diese Gebote enthalten Wort für Wort Wahrheit; derjenige, der sie geschrieben, kennt Amerika.»

Der «Hinkende Bote» setzt auch noch einen Rath hinzu, der lautet:

Auch unter'm Sternenbanner ist
Rechtschaffenheit die beste List.
Recht *schaffen* stets und *Rechtes* schaffen,
Das sind auch dort die besten Waffen
Im Kampf um's Dasein. Schweizer, sei
Kein Frömmler, aber fromm und frei,
Und bück' dich vor dem *Dollar* nie,
Nicht vor dem *Whisky,* sondern sieh'
Zu *Gott* hinauf in allen Dingen,
So wird's am besten dir gelingen.

Amerikanisches Geld, Masse und Gewichte

1 Dollar = 100 Cents = Fr. 5.30; doch je nach dem Kurs.
Längenmasse: 1 Meile = 8 Furlongs = 80 Chains = 320 Rods = 1760 Yards = 5280 amerikanische Fuss. 1 Meile = 1,6 Kilometer = ⅓ schweizerische Stunde. 1 amerikanischer Fuss = 1,01 schweizerischer Fuss.
Feldmasse: Einheit des Flächenmasses ist der Acre. 1 Acre = 4047 □ Meter = 1,125 schweizerische Juchart.
Hohlmasse: a) Für Flüssigkeiten: 1 Gallone = 3,785 Liter. b) Für trockene Gegenstände: 1 Buschel = 35,237 Liter.
1 Pfund = 573 Gramm. 1 Zentner (cwt.) = 112 Pfund = 50,8 Kilo. 1 Tonne = 2240, im Kleinhandel 2000 Pfund.

Aus: Historischer Kalender oder der «Hinkende Bot» auf das Jahr 1885
(Druck und Verlag Karl Stämpfli, Bern).